

Westpreußen

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



2. (77.) Jahrgang, Heft 4

Winter 2025

€ 9 (D) 35 zł (PL)

»UNSERE JUNGS«

Eine aufsehenerregende Ausstellung in Danzig

»AUS DEM WEICHSELDELTA«

Der Schriftsteller Ludwig Passarge

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 AUF EIN WORT: »Siehe, ich mache alles neu«

PANORAMA

- 5 WESTPREUSSISCHER KULTURPREIS 2025
- 6 In einem stillen Erdenwinkel:
Ein Spaziergang über die Elbinger Höhe
- 9 Ein Phönix aus der Asche – Die Kirche
von Fischau wird wiedererrichtet
- 11 Ein Westpreuße, der ein gesamtdeutsches Original
wurde – Zum Tod des Schauspielers Horst Krause
- 11 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing,
Marienburg und Thorn

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 14 Polen als Soldaten in der Wehrmacht – Danziger Aus-
stellung beleuchtet bislang beschwiegene Schicksale

GESCHICHTE UND KULTUR

- 16 Über die Schönheit des Landes an der unteren
Weichsel. Zur Erinnerung an Ludwig Passarge
- 18 Rumia – Rahmel – Rëmiö. Rückblick auf die 800-jährige
Geschichte einer Mittelstadt in Pommerellen
- 22 Eine Berühmtheit aus Fachwerk und Ziegelstein:
Die wechselvolle Geschichte eines Vorlaubenhauses

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 26 Erinnerung, Herkunft, Zukunft –
Eine deutsche Delegation würdigt das Erbe
der deutschsprachigen Juden in Israel
- 27 Theologe, Europäer, Comenianer –
Manfred Richter zum 90. Geburtstag
- 27 Erinnern, bewahren, gestalten als Auftrag –
Stephan Mayer MdB ist neuer BdV-Präsident

ZUM JAHRESAUSKLANG

- 28 Weihnachtsgruß 2025
- 29 Fünf Empfehlungen für Mußestunden
zwischen den Jahren
- 31 Himmlische Stadtführer: Auf den
Spuren der Engel von Thorn

RUBRIKEN

- 3 Hinweis auf den WESTPREUSSEN-KALENDER 2026
- 33 Rezensionen
- 34 Neuerscheinungen
- 35 Impressum / Autorinnen und Autoren
- 36 Zum guten Schluss

TITELBILD Graudenz auf dem hohen Ufer
der Weichsel – abendlicher Blick flussaufwärts
auf die Altstadt mit der St. Nikolai-Kirche
und den Wehrspeichern FOTO: HENRYK SADURA | ALAMY.COM

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der
beiden zuletzt erschienenen *Westpreußen*-Ausgaben:

- Herbst 2025: Weichseldelta
- Sommer 2025: Hauptpost



Westpreussischer Kulturpreis 2025

5



Wiederaufbau nach langen Jahrzehnten

9



Polen als Soldaten in der Wehrmacht

14



Zum 200. Geburtstag von Ludwig Passarge

16



Die Gebäudegeschichte eines bekannten Vorlaubenhauses

22



Die Engel von Thorn

31



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zum ersten (und vermutlich auch letzten) Male erlauben wir uns, in diese reine Text-Rubrik ein Bildelement einzubinden – und halten diese Ergänzung bei aller Bescheidenheit auch für gerechtfertigt, denn der Jubiläumskranz soll darauf hinweisen, dass die Redaktion mit dem vorliegenden Heft den zehnten von ihr betreuten Jahrgang abschließt.

Etliche Abonnentinnen und Abonnenten werden sich noch daran erinnern, dass im Herbst 2015 die Entscheidung getroffen werden musste, das »Bundesorgan« *Der Westpreuße* zum Ende jenes Jahres einzustellen, denn eine Fortführung des seit längerem defizitären Blatts hätte den Verband sonst in kurzer Zeit ruiniert. Ob er nach dieser Maßnahme allerdings noch lange hätte weiterexistieren können, war damals keineswegs ausgemacht; denn seit der ersten Ausgabe – vom Juni 1949 – stiftete vornehmlich diese Zeitung den Zusammenhalt der westpreußischen Landsleute und ihrer Nachkommen, zu denen nach 1989 auch die deutsche Minderheit im Weichselland gehörte.

Angesichts dieser Gefährdung ließen sich einige Mitglieder des Vorstands auf den abenteuerlichen Versuch ein, den *Westpreußen* mit einer rein ehrenamtlichen Redaktion fortzuführen. Begleitet von spürbaren Verbesserungen der Ausstattung, der Erweiterung des Themenspektrums oder auch der Einführung fester Rubriken, die den einzelnen Nummern eine wiedererkennbare Disposition verlieh, trafen die Bemühungen insgesamt auf eine breite positive Resonanz, so dass wir langsam hoffen durften, der blauäugig übernommenen Aufgabe doch gewachsen zu sein.

Trotzdem haben wir uns in den Anfangsjahren des Öfteren darüber verwundert gezeigt, dass unsere Zeitung es neuerlich geschafft hatte, ein weiteres ganzes Jahr zu überleben. Auch wenn sich danach eine gewisse Bestandssicherheit einstellte, gibt doch schon ein kurzer Blick auf unsere Website zu erkennen, welcher Experimente und Umstrukturierungen es bedurfte, um von den zwölf Heften unseres ersten Jahrgangs nach zehn Jahren bis zu dem immer noch lebensfähigen, quartalsweise erscheinenden Magazin *Westpreußen* zu gelangen.

Mit solchen Jubiläen verbindet sich in aller Regel die Hoffnung, dass an die bewältigte Zeitspanne noch eine Reihe weiterer Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, anschließt. An diesem Punkt ist unser Optimismus allerdings gedämpft, denn Verzögerungen bei den letzten Ausgaben haben deutlich gezeigt, dass die redaktionelle Arbeit mittlerweile störanfälliger geworden ist. Deshalb kehren wir jetzt lieber zur Bescheidenheit der früheren Jahre zurück: Wir sind froh, das Jahr 2025 mit diesem Heft ordnungsgemäß abgeschlossen zu haben, und wollen uns bemühen, zumindest noch den nächsten Jahrgang wieder vollständig zu bewältigen.

In diesem Sinne freuen wir uns darauf, Ihnen im kommenden Jahr wiederbegegnen zu dürfen, und bleiben bis dahin mit den besten Wünschen zu den Weihnachtstagen und zum Übergang in das neue Jahr sowie

mit herzlichen Grüßen

Ihre *WP-Redaktion*

Der neue WESTPREUSSEN-KALENDER 2026 präsentiert neuerlich die Vielfalt des unteren Weichsellandes:



-  13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
-  12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmälern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
-  zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner auch in Polen geeignet: Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.

Im **Format DIN A4** kostet der Westpreußen-Kalender **€ 11,80** (inkl. MwSt., Porto und Verpackung)

im **Format DIN A3** kostet er **€ 19,80**,

- bei Einzelbestellungen eines Kalenders kommt eine Versandkosten-Pauschale von **€ 3,-** hinzu,
- bei der Lieferung mehrerer Exemplare berechnen wir zusätzlich zum ausgewiesenen Bestellwert die effektiv entstehenden Portokosten sowie eine Verpackungspauschale von **€ 1,50**.

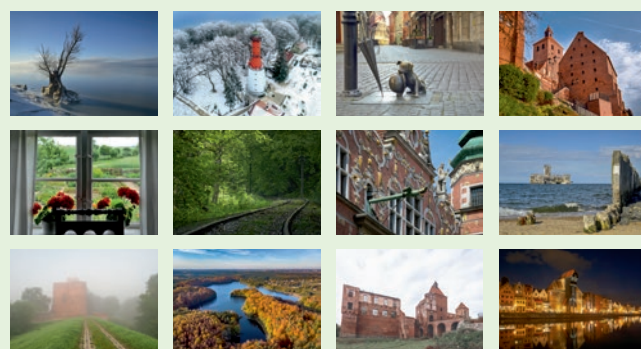
Bestellungen erbitten wir

per Telefon: 02506/3057-50

per E-Mail: info@westpreussische-gesellschaft.de

per Post: Westpreußische Gesellschaft,
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

oder über das Internet-Formular:
magazin-westpreussen.de/kalender2026



AUF EIN WORT

»Siehe, ich mache alles neu« (Offb 21,5)



Von Tilman Asmus Fischer

»SIEHE, ICH MACHE ALLES NEU« – die Jahreslosung für 2026 aus der Offenbarung des Johannes ist ein kräftiger Satz. Er klingt nach Umbruch, nach Neuanfang, nach der großen Verwandlung. Oft wird er als Wort aus der »Apokalypse« auf seine endzeitliche Aussage reduziert. Doch er ist mehr als ein Blick auf das ferne Ende aller Dinge. Er ist Ausdruck eines Vertrauens: dass Erneuerung nicht nur jenseits dieser Welt geschieht, sondern mitten in ihr beginnen kann. Der Theologe Walter Klaiber erinnert daran, dass schon Paulus von Neuschöpfung spricht – nicht nur als ferne Hoffnung, sondern als im Glauben anbrechende gegenwärtige Wirklichkeit. Die Offenbarung weitet diese Perspektive auf die ganze Schöpfung. Gottes Ziel ist eine Welt, in der sein heilvoller Wille gilt – umfassend, gerecht, versöhnt.

Dieser Gedanke hat eine überraschend konkrete geschichtliche Tiefe – auch für das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen. Denn »Neues« entsteht nicht nur – vielleicht noch nicht mal in erster Linie – durch große politische Entscheidungen, Verträge oder Systemwechsel. Es wächst im Kleinen: zwischen Menschen, über Grenzen hinweg, im tastenden Aufbau von Vertrauen. Natürlich lassen sich große Einschnitte benennen. Die »Neue Ostpolitik« vor rund 60 Jahren, angestoßen durch die »Ostdenkschrift« der Evangelischen Kirche in Deutschland und den damals mutigen Briefwechsel der polnischen und deutschen katholischen Bischöfe. Die Umbrüche um 1990: deutsche Einheit, Ende der kommunistischen Gewaltherrschaft, Zerfall der Sowjetunion, Auflösung des Warschauer Paktes. Verträge wurden geschlossen, Grenzen bestätigt, Nachbarschaften neu geregelt. Europa schien neu geboren – versöhnt, frei, offen.

Doch mindestens ebenso bedeutsam ist das, was jenseits dieser politischen Wegmarken geschah: das leise Neuwerden in den Beziehungen zwischen Menschen. Schon in der Zeit der »Neuen Ostpolitik« machten sich sogenannte »Heimwehtouristen« auf den Weg – Deutsche, die in die ehemaligen Heimatregionen reisten, nach Westpreußen, Pommern oder Ostpreußen. Der Begriff ist irreführend, weil er die Reisen auf Verlustverarbeitung reduziert. In Wahrheit begann hier etwas Zukunftsgerichtetes: zivilgesellschaftliche Verständigungsarbeit, lange bevor die Diplomatie die zwischenstaatlichen Verhältnisse neu ordnete. Begegnungen entstanden, erste Gespräche, zögerliches Vertrauen.

Nach 1989 setzte sich diese Entwicklung unter neuen Vorzeichen fort. Politische Freiheit, später die Freizügigkeit in der Europäischen Union, machten Begegnungen selbstverständlich: Austauschprogramme, Städtepartnerschaften, Schulprojekte, kirchliche Kontakte, Freundschaften – und nicht zuletzt Partnerschaften zwischen Landsmannschaften, Heimatkreisen und Selbstorganisationen der deutschen Volksgruppen in Ostmitteleuropa. Gerade in den letzten Jahren, in denen die politischen Beziehungen zwischen Warschau und Berlin immer wieder er-

kalteten, blieb die zivilgesellschaftliche Ebene erstaunlich lebendig. Während offizielle Beziehungen erstarrten, waren die zwischenmenschlichen weiterhin beweglich.

Was hier »neu geworden« ist, lässt sich gut mit einem Gedanken des Theologen Traugott Koch verknüpfen: »An Gott glauben« heißt für ihn: »darauf vertrauen, was im Miteinander von Menschen möglich werden kann.« Vertrauen ist mehr als bloße Anerkennung. Anerkennung kann kühl bleiben: Ich lasse den anderen gelten, halte aber Distanz. Vertrauen geht weiter. Es wagt Nähe. Es setzt die Hoffnung, dass der andere es gut meint, dass er mich nicht fallen lässt, nicht verrät. Freundschaft, so Koch, lebt davon, dass Menschen sich gegenseitig verstehen – und sich im Blick des anderen selbst besser verstehen lernen. Vertrauen ist ein wechselseitiger Wagnisschritt in die Freiheit.

Genau das ist zwischen vielen Deutschen und Polen über Jahrzehnte gewachsen: ein Vertrauen, das nicht aus politischen Programmen geboren wurde, sondern aus Begegnung, Erfahrung, Geduld. Aus gemeinsamen Projekten, geteilten Erinnerungen, auch aus Konflikten, die ausgehalten wurden. Vertrauen lässt sich nicht verordnen. Es wächst – oder es wächst nicht. Und wo es wächst, da geschieht etwas von dem, was die Bibel »Neuschöpfung« nennt.

Die Hoffnung auf dieses »Neue« bleibt von beständiger Bedeutung – gerade heute. Sie weiß in Dankbarkeit um das, was bereits erreicht wurde: offene Grenzen, gewachsene Nachbarschaften, Freundschaften, die politische Spannungen überdauern. Diese Dankbarkeit stiftet zur Verantwortung an: Das Erreichte ist nicht selbstverständlich. Vertrauen kann brüchig werden. Populismus, Nationalismus und das Spiel mit Ängsten bedrohen es. Wer versöhnt leben will, muss Versöhnung schützen – im Gespräch, in der Tat, im Widerspruch gegen Vereinfachungen. Und schließlich braucht es Vertrauen in die Zukunft: dass Gemeinsamkeit immer wieder neu wachsen kann – selbst dort, wo sie verloren scheint. Der Krieg in der Ukraine zeigt auf schmerzhafter Weise, wie zerbrechlich Frieden ist. Zugleich erinnert er daran, wie sehr Europa auf ein Netzwerk des Vertrauens angewiesen ist – über Grenzen hinweg.

»Siehe, ich mache alles neu« ist kein billiger Trost. Es ist eine Zumutung zur Hoffnung. Und eine Einladung, das Neue nicht nur von Gott zu erwarten, sondern sich selbst dafür in Dienst nehmen zu lassen – im Kleinen, im Alltäglichen, im Miteinander von Menschen.

st

Tilman Asmus Fischer ist Vorstandsbeauftragter der Westpreußischen Gesellschaft. Der evangelisch-lutherische Theologe ist als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin sowie als Vikar der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz tätig.

EIN DEUTSCH-POLNISCHER DOLMETSCH

*Peter Oliver Loew
erhält den Westpreußischen
Kulturpreis 2025*



Vom 26. bis zum 28. September hat in Warendorf der diesjährige Westpreußen-Kongress stattgefunden. Er war dem Thema gewidmet: *Die Kaschuben zwischen Assimilation und Selbstbehauptung: Die verschlungenen Wege einer autochthonen Minderheit im Land an der unteren Weichsel*. Am zweiten Tag dieser Veranstaltung erhielt Prof. Dr. Peter Oliver Loew, der Direktor des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, in festlichem Rahmen den WESTPREUSSISCHEN KULTURPREIS, der in diesem Jahr seit der Jahrtausendwende erst zum vierten Male vergeben worden ist. Aus diesem Anlass versammelten sich die Teilnehmer der Tagung sowie interessierte Bürgerinnen und Bürger der Stadt in der Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters, die dem unmittelbar benachbarten WESTPREUSSISCHEN LANDESMUSEUM bei solchen Gelegenheiten als Festraum dient.

Peter Oliver Loew, 1967 in Frankfurt am Main geboren, ist heute als allgemein geschätzter und anerkannter Interpret des deutsch-polnischen Dialogs bekannt, der vor allem politische und kulturelle Zusammenhänge dieses komplizierten bilateralen Verhältnisses differenziert zu beurteilen vermag. Dieser Weg schien ihm – wie der Vorsitzende der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT, Prof. Dr. Erik Fischer, in seiner Laudatio ausführte – fast vorherbestimmt zu sein. Sein Studium der Osteuropäischen Geschichte, Slawistik und Volkswirtschaftslehre in Erlangen, Freiburg und Berlin fiel in eine Zeit des Aufbruchs. Dem jungen Studenten standen im Zuge der politischen Wende die Tore nach Osteuropa offen. Es war eine Zeit, in der eine monoperspektivische Geschichtsschreibung unmöglich wurde: Man konnte nicht mehr seriös über Westpreußen forschen, ohne die polnische Sprache und Perspektive einzubeziehen.

Zum Dr. phil. wurde Peter Oliver Loew 2001 von der Freien Universität promoviert, 2014 habilitierte er sich an der Technischen Universität Dresden, und nach langjähriger Lehrtätigkeit an der Technischen Universität Darmstadt wurde er dortselbst 2020 zum Honorarprofessor ernannt. Diese akademische Laufbahn vollzog sich in engstem Kontakt mit dem Darmstädter Poleninstitut, an dem er bereits seit 2002 tätig war und dessen Direktor er seit 2019 ist. Dort fand er den idealen Rahmen, um die deutsch-polnischen Beziehungen als festen Bestandteil des gesellschaftlichen Diskurses etablieren zu können. Dieser stringente Werdegang erinnerte den Laudator geradezu an eine »prästabilisierte Harmonie«.

Das zentrale Motiv des Œuvres von Peter Oliver Loew bildet Danzig. Bereits seine Dissertation *Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997* setzte Maßstäbe. Hier eröffnet der Autor den Blick auf eine Geschichte, die mit konträren, wenn nicht kontradiktorischen Sichtweisen operiert, mit höchst flexiblen, ihrerseits erst zu interpretierenden Zuweisungen und Zuschreibungen rechnet – und deren Darstellung nicht mehr – mit Leopold Ranke gesprochen – darauf zielt, zu veranschaulichen, »wie es eigentlich gewesen«. In



Prof. Dr. Peter Oliver Loew (l.) bei der Übergabe des Preises durch Prof. Dr. Erik Fischer

seiner Monographie *Danzig. Biographie einer Stadt* (2011) schreibt Loew treffend:

Kreuzritternest, wehrhafte Stadt, leidensgeprüftes Volk, Preußens Ruhm, Hort der Freiheit – die in immer rascherer Abfolge konstruierten Bilder vom Einst ließen der Vergangenheit im Jetzt eine stets neu gedeutete Aktivität zukommen, ließen Erzählungen entstehen, mit denen man politische Ansprüche aufs Beste legitimieren oder auch Identitätsbedürfnisse der Gegenwart befriedigen konnte.

Diese Aussagen setzen voraus, dass die Konstitutionsbedingungen der eigenen Beobachtungen und die zugehörigen Diskurs-Regeln stets mitreflektiert werden.

Die Fähigkeit, Geschichte nicht als statisch, sondern als ein Geflecht aus Zuschreibungen und Diskursen zu begreifen, macht Peter Oliver Loews Arbeit so wertvoll. Hinzu kommt seine hohe sprachliche Sensibilität, denn er ist nicht nur Historiker, sondern auch ein stilistisch brillanter Erzähler. Sein *Literarischer Reiseführer* zu Danzig ist dafür der beste Beweis: Er gibt längst verklungenen Stimmen eine neue, frappierende Präsenz.

So wirkt Peter Oliver Loew in mehreren Hinsichten als Brückenbauer, denn es gelingt ihm nicht nur, ganz eigene Zugänge zur Geschichte und Kultur des unteren Weichsellandes zu eröffnen und den deutsch-polnischen Dialog maßgeblich zu fördern, sondern nicht zuletzt auch – diesseits wie jenseits der Oder – ein neues Publikum für literarische und kompositorische Werke zu gewinnen. Der erfahrene und vielfältig engagierte Übersetzer darf deshalb im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinne als ein herausragender »Dolmetsch« gelten.

Angesichts dieser überragenden Leistungen des Laureaten sieht die WESTPREUSSISCHE GESELLSCHAFT – wie es in der Verleihungsurkunde heißt – »in Herrn Professor Dr. Peter Oliver Loew einen führenden Historiker und Kulturwissenschaftler, der wesentliche Beiträge zur Erinnerungskultur Danzigs und Westpreußens leistet und zugleich auf vielfältige Weise das Interesse an dieser Region fördert«, und verleiht ihm aus diesen Gründen »als Dank, Anerkennung und Ansporn den WESTPREUSSISCHEN KULTURPREIS 2025«.

Der Preisverleihung schloss sich ein öffentlicher Vortrag des Preisträgers an. Unter dem Titel »Märchenland Kaschubei? Geschichte und Geschichten zur eigentlichen Heimat des Günter Grass« spürte Peter Oliver Loew der Spannung zwischen dem romantischen Sehnsuchtsort und der harten historischen Realität nach und ließ verstehbar werden, warum die Kaschubei – im Unterschied zu anderen Regionen, die literarisch längst erschlossen waren – erst mit Günter Grass und seiner *Blechtrommel* wirklichen Einzug in das kulturelle Gedächtnis halten konnte – als Heimat jener Menschen, die »nicht richtig polnisch und nicht richtig deutsch genug« waren und deshalb stets »den Kopf hinhalten« mussten.

st Ursula Enke



Der Strand von Succase – das Ziel unseres Spaziergangs

IN EINEM STILLEN ERDENWINKEL:

Ein Spaziergang über die Elbinger Höhe



Meine lieben Leser, ich lade Sie zu einem spätsommerlichen Spaziergang auf der Elbinger Höhe ein. Ich wohne seit dem Jahre 2000 in Elbing und komme aus der Schweiz. Natürlich brachte mich die Liebe nach Polen. Zuerst die Liebe zur Musik von Frédéric Chopin und dann die Liebe zum Land und seinen Menschen.

Herzlich willkommen auf der Elbinger Höhe!

Vor dem Zweiten Weltkrieg nannte man das Gebiet, das die Ortschaft Dörbeck (Próchnik) umgibt und durch das uns unser Weg führen wird, »Dörbecker Schweiz«. Es liegt im Nordosten der Stadt Elbing, zwischen den Ortschaften Dörbeck und Groß Steinort (Kamionek Wielki), und ist als Landschaftspark Elbinger Höhe (*Park Krajobrazowy Wysoczyzny Elbląskiej*) unter Naturschutz gestellt worden. Der Park besteht aus hügeligem Weideland und Wäldern, seine Fläche beträgt 13.417,47 ha.

Die ältesten Spuren von menschlichen Siedlungen sind Erdwälle der hier einst ansässigen Prußen, die man auf der ganzen Elbinger Höhe finden kann. Dort entspringen viele kleine Bächlein, die manchmal den Charakter von wilden Bergbächen haben – vor allem nach starken Regengüssen. Entlang des Frischen Haffs sind zwischen Elbing und Frauenburg noch Fragmente von einem ehemaligen Kliff erhalten, das heute nicht mehr direkt am Wasser liegt. 67 % der Fläche des Naturschutzparks sind mit Wald bedeckt, 24 % landwirtschaftliche Nutzflächen und 2,7 % bebautes Gebiet.

Schauen Sie sich um: Auf dem Gebiet des Naturschutzparks wachsen etwa 800 verschiedene Pflanzenarten, von denen 154 Arten unter Schutz stehen. Zu den botanischen Besonderheiten gehören der Bärlauch und Straussenfarn, der Bunte Eisenhut und Türkenbund sowie der Österreichische Rippensamen – eine Pionierpflanze, die man eigentlich eher im hohen Gebirge erwarten würde; auch den seltenen Berg-Ehrenpreis können wir hier entdecken.

*Zur Flora und Fauna im Landschaftspark Elbinger Höhe: Bunter Eisenhut (*aconitum variegatum*), Österreichischer Rippensamen (*pleurospermum austriacum*) und Schreiadler*

FOTO: BERND HAYNOLD VIA WIKIMEDIA.ORG – CEBY 2.5



QUELLE: WIKIMEDIA.ORG



QUELLE: WIKIMEDIA.ORG



Lindenallee in Richtung Dörbeck

FOTO: BRIGITTE GAWRON-STRAZZER

Mit etwas Glück und Geduld lassen sich bis zu 173 Tierarten beobachten, darunter 150 Vogelarten. Hier sind Seeadler, Schreiadler und Wiesenweihen zu Hause, aber auch Wölfe, Mopsfledermäuse und Knoblauchkröten. Eine besondere Geschichte haben die Sikahirsche, die uns vielleicht über den Weg laufen. Ihre eigentliche Heimat liegt unter anderem in Ostsibirien, der Mandschurei, im Osten Chinas, in Korea und Japan. Es war der deutsche Kaiser Wilhelm II., der sie Ende des 19. Jahrhunderts im Cadiner Wald ansiedeln ließ.

Der Start unserer Wanderung

Doch nun zu unserem eigentlichen Spaziergang. Wir beginnen mit einer kurzen Busfahrt aus der Stadt heraus. Etwa auf der Höhe von Terranova (Nowakowo), aber



FOTO: BRIGITTE GAWRON-STRAZZER

noch vor Wogenab (Jagodno) steigen wir aus und machen uns zu Fuß auf den Weg durch die alte Lindenallee in Richtung Dörbeck.

Während wir gehen, lohnt ein kurzer historischer Rückblick: Die erste Erwähnung der Ortschaft Dörbeck stammt bereits aus dem Jahre 1300, als der Elbinger Komtur Konrad von Lichtenhain die Erlaubnis gab, hier eine Mühle zu bauen. Der Ort hält einige architektonische Sehenswürdigkeiten bereit. Besonders sehenswert sind die zwei erhaltenen Vorlaubenhäuser und eine Gotische Kirche aus dem Jahre 1360, die dem Heiligen Antonius geweiht ist. Der heutige Kirchturm wurde 1905 nach einem Entwurf von Konrad Steinbrecht errichtet – jenem berühmten Architekten, der auch die grossen Restaurierungen an der Marienburg leitete. Im Inneren der Kirche finden wir Wandmalereien, die sowohl den polnischen als auch den preußischen Adler zeigen, sowie ein barockes Epitaphium des Obersts Friedrich Wangenheim im Presbyterium. Gegenüber dem Hauptaltar steht eine kleine Orgel aus dem Jahre 1746, hergestellt von der Firma Christoph Heinrich Obuch aus Mohrungen.

Hoggo und der Ziegelwald

Unser Weg führt uns hinein in den Wald. Nach etwa 800 m erreichen wir ein verstecktes Naturdenkmal: eine alte Eiche. Es ist gar nicht so einfach, sie zu finden, denn kein eingezeichneter Weg führt zu ihr. In ihrer besten Zeit stand sie bestimmt frei auf einem Feld bei einem Gutshaus. Neben der sogenannten 1.000-jährigen Eiche in Cadinen ist sie die zweitälteste Eiche im Forstbezirk Elbing. Dieser Baum, gut 600 Jahre alt, etwa 30 m hoch und mit einem Umfang von nahezu 8 m, trägt den Namen »Hoggo«. Der Legende nach war Hoggo ein großer Führer der heidnischen Prußen, die vor der Christianisierung hier lebten. Unweit von hier soll er eine Festung angelegt und zu Ehren seiner Frau »Tolke« benannt haben. Da Hoggo keine Söhne hatte, erbten seine Töchter die Güter, die bis heute ihre Namen tragen: »Cadinen« nach der Tochter Cadina, und der Name des befestigten Ortes »Tolke« wurde nach der zweiten Tochter Mita zu »Tolkemit« erweitert.

Wir befinden uns hier im sogenannten Ziegelwald. Der Name ist kein Zufall: Die Elbinger Höhe ist reich an Tonvorkommen, und fast jede Ortschaft hatte früher eine

Das Epitaph in der Kirche von Dörbeck; auf der rechten Seite befindet sich – gegenüber dem polnischen Adler – ein Wappen, das als erste Darstellung des späteren »Westpreußen-Adlers« gilt.

Das Naturdenkmal »Hoggo«



FOTO: KAMIL ZIMNICKI

Vorlaubenhaus in Dörbeck



Hühner am
Wegesrand

Die Kirche
von Dörbeck

FOTOS: BRIGITTE GAWRON-STRAZZER

AUF DEN SPUREN DER HAUFBERBAHN

Bis zum Jahre 2006 wäre es, wie die nebenstehende Streckenkarte zeigt, möglich gewesen, für den Hinweg nach Steinort wie für den Rückweg von Succase die Haffuferbahn zu nutzen und entlang des Frischen Haffs zu fahren – auf einer der schönsten und beliebtesten Eisenbahnlinien Westpreußens, denn sie führt streckenweise ganz nahe am Ufer entlang. Erbaut zwischen 1897 und 1899, hatte sie nicht nur touristische, sondern vor allem wirtschaftliche Bedeutung für die ganze Region. Allein in der Stadt Elbing hatte die Linie 15 Anschlussgleise zu grossen Fabriken wie F. SCHICHAU und KOMNICK oder zur Zigarrenfabrik LOESER & WOLFF und der Brauerei ENGLISH BRUNNEN. Sie schloss die Region an die Preussische Ostbahn an, die Berlin mit Königsberg verband und weiter bis nach Eydtkuhlen – bis an die russische Grenze – führte. Bis zum Jahre 1918 konnte man auf der Strecke von Elbing nach Cadinen sogar den kaiserlichen Hofzug antreffen, mit dem Wilhelm II. und seine Familie alljährlich zu ihrer Sommerresidenz reisten.

Die Strecke verband die schönsten Orte: Succase (Suchacz), mit dem ehemaligen Ausflugslokal »Haff-Schlösschen«, das erwähnte Cadinen, Tolkemit mit einer sehenswerten Kirche aus dem 14. Jahrhundert, Frauenburg mit der Kathedrale und dem Kopernikus-Museum und schließlich, am Endpunkt der Strecke, Braunsberg.



eigene Ziegelei. Hier entstanden nicht nur Baumaterialien, sondern auch kunstvolle Ofenkacheln und natürlich die berühmte Cadiner Keramik und Majolika. Kaiser Wilhelm II., der 1898 das Gut Cadinen erwarb, gründete 1904 die KÖNIGLICHE MAJOLIKA- UND TERAKOTTA-WERKSTATT, in der in den 1920er und 1930er Jahren bekannte Künstler wie Arthur Steiner und Albert Hinrich Hussmann wirkten.

Dörbeck und die »Schweiz«

Der Weg steigt stetig an und nach gut 5,5 km erreichen wir die ersten Häuser von Dörbeck. Auf der rechten Seite der Straße sehen wir eines der typischen Vorlaubenhäuser. Dieser Baustil, den man vor allem im Werder-Gebiet antrifft und der schon 1565 von dem reisenden Pastor und Historiker Abraham Hartwich beschrieben wurde, hatte einen ganz praktischen Nutzen: Die Scheune befand sich gewissermaßen im ersten Stock – so waren die gelagerten Güter besser vor Hochwasser geschützt.

Wir passieren die Teiche des Dorfes und sehen auf einer Anhöhe die weithin sichtbare Dorfkirche. Wer möchte, könnte hier an der Bushaltestelle nach der ersten Etappe den Weg beenden. Wir aber gehen weiter! Wir folgen dem roten Wanderweg nach Norden, der hier parallel zum Jakobsweg (blaue Markierung) führt. Der Pilgerweg beginnt in Spanien beim Grab des Hl. Apostels Jakob in Santiago de Compostela und führt durch ganz Europa.

Wir verlassen Dörbeck und tauchen in den Mischwald ein – gutes Schuhwerk ist gefragt. Der Weg führt uns nun abwärts und erinnert tatsächlich an einen Wanderweg in der Schweiz – daher eben »Dörbecker Schweiz« –, durch tiefe Täler, die von den zahlreichen Bächen der Elbinger Höhe gegraben wurden. Nach kurzer Zeit überqueren wir einen Bach und sehen auf der rechten Seite einen kleinen Berg (Langer Grenzberg) mit einer Höhe von 154 m. Früher führte hier – heute nicht mehr begehbar – der »Kirchensteig« entlang, den die Bewohner von Lenzen (Łęcze) über lange Zeit für ihren Kirchgang nach Dörbeck nutzen mussten, bis sie 1746 ihr eigenes Gotteshaus erhielten.

Wir wenden uns mehr nach links. Auf einem nahen Hügel befand sich hier einst eine Burg der Preußen – man sieht, wie ideal die Gegend zur Verteidigung geeignet war. Auch der sogenannte Königliche Berg (133 m) sowie der weiter im Tal vor Lenzen gelegene Sandberg (115 m, früher auch »Bismarck-Höhe« genannt) zeugen von der bewegten Topografie der Gegend.

Wir erreichen Lenzen und sehen auf der rechten Seite die Kirche. Die Ortschaft entstand am Ende des 13. Jahrhunderts und lag am Handelsweg von Elbing nach Cadinen und Tolkemit. Der Turm der Kirche stammt aus dem Jahre 1881 und hat eine Glocke aus der Renaissance (1546). Am Ende des 17. Jahrhunderts entstand hier eine eigene Handelsstation der englischen Kaufleute.

*Aussicht bei Succase
auf das Frische Haff*



FOTO: BRIGITTE GAWRON-STRAZZER

Strand bei Succase

Ankunft in Succase

Wir verlassen die Ortschaft und folgen weiterhin dem roten Weg durch den Wald, vorbei am Gedenkstein für Robert Dorr (1835–1919), den Begründer der Elbinger Altertumsgesellschaft, der auch hier archäologische Forschungen betrieb, denn auf einer steilen Erhebung

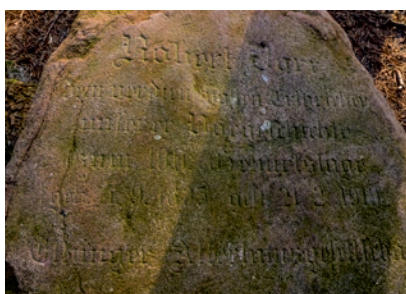
befand sich eine Burg aus der Eisen-Zeit (vor etwa 2.500 Jahren). Schließlich treten wir aus dem Wald heraus und erreichen Succase, male-
risch am Frischen Haff gelegen. Bekannt wurde der Ort durch die Seeschlacht von 1463, in der die Flotten von Elbing und Danzig die Ritter des Deutschen Ordens besiegten.

Am Ende unseres Spaziergangs angekommen können wir uns hier am Strand erst einmal erholen. – Die Bushaltestelle für den Rückweg finden Sie im Dorf (vom Strand kommend auf der linken Seite).

Wenn wir auf unsere Wanderung durch die Elbinger Höhe zurückblicken – fernab vom Lärm, inmitten der Natur –, dann finden wir vielleicht passende Worte ganz in der Nähe des früheren Bahnhofs von Succase. Dort wohnte von 1919 bis 1945 Otto Friesler, der Direktor der Haffuferbahn, in einer großzügigen Villa. An seinem Haus ist bis heute, wenn auch mit etwas Mühe, eine Inschrift zu lesen, die unsere Eindrücke trefflich zusammenzufassen vermag:

*Ein glücklich Los ist dem beschieden,
der ferne vom Gewühl der Stadt
in einem stillen Erdenwinkel
ein trautes Heim gefunden hat.*

st Brigitte Gawron-Strazzer



*Gedenkstein für
Robert Dorr*

FOTO: JAN PIOTROWSKI



FOTO: BRIGITTE GAWRON-STRAZZER

EIN PHÖNIX AUS DER ASCHE

Die Kirche von Fischau wird wiedererrichtet

Nach dem großen Brand, der die katholische Kirche von Fischau 1948 weitgehend zerstörte, war das Gotteshaus für mehr als 70 Jahre ohne jegliche realistische Hoffnung auf eine Wiederherstellung geblieben. Nun aber wird sie in Trägerschaft ihres Besitzers, des Bistums Elbing, nach und nach aus den Trümmern wieder aufgebaut.

Die zwischen 1380 und 1400 erbaute Fischauer Kirche ist ein architektonisches Kleinod des Kleinen Marienburger Werder, das durch seine Ausmaße überrascht. Es handelt sich um eine dreischiffige Dorfkirche mit einem polygonalen Chor und einem hölzernen Turm-Aufsatz. Damit gehört sie zu den größten gotischen Kirchen der Niederung.

Das Gebäude hat eine wechselvolle Geschichte, denn aufgrund der hohen Bodenfeuchte musste die baufällige Nordwand gestützt werden. Sie wurde erst im 18. Jahrhundert nach weiteren Nogat-Überschwemmungen stabilisiert. Das früher abgebrochene Presbyterium wurde 1897 wieder aufgebaut. Zudem bedurfte die charakteristische Holzkonstruktion, die den Turm krönte, in den Jahren 1906 und 1915 restauratorischer Maßnahmen.

Der Größe des Gotteshauses entsprach auch der Reichtum seiner Ausstattung. Dort befanden sich neben dem neugotischen Hauptaltar mehrere Seitenaltäre im Zopfstil, Überreste von zwei Altären aus dem Bernhardiner-Kloster Cadinen sowie zwei große Glocken aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Die Kirche überstand den Krieg fast unbeschädigt, so dass ab Mitte 1946 wieder regelmäßig Gottesdienste abgehalten werden konnten. Am 31. März 1948 jedoch ereignete sich ein Unglück: Beim unsachgemäßen Verbrennen von Gartenabfällen fing das Organistenhaus Feuer, und bald griffen die Flammen auch auf den oberen, aus Holz gefertigten Kirchturm über. In großer Eile wurden kostbare Teile der Kirchenausstattung gerettet: der Hauptaltar, ein Seitenaltar, das Chorgestühl und die Kreuzwegstationen. Der Versuch der Dorfbewohner, die Feuerwehr in Marienburg zu alarmieren, scheiterte aber durch einen geradezu tragikomischen Zufall: Mittlerweile war Mitternacht überschritten, und so hielt man den Notruf zunächst – für einen Aprilscherz. Und als sich die Feuerwehrmänner endlich vom Ernst der Lage hatten überzeugen lassen, gab es nichts mehr zu retten – die gesamte Kirche brannte nieder.

Im Laufe der Zeit verfiel die Kirchenruine in immer stärkerem Maße. Das Mauerwerk wies entlang der Längsachse viele Risse auf, ein Zwischenbogen stürzte ein, und das gesamte Gebäude wurde zusehends überwuchert. So wurde sie für die Menschen zu einem Sinnbild für die Schwierigkeiten der Nachkriegszeit und den Niedergang des einstmals bedeutenden Dorfes. Erst Ende der 1970er Jahre rückte die Fischauer Kirche wieder in den Fokus, als Julian Wojtkowski, von 1969 bis 2004 Weihbischof im Ermland, Überlegungen anstellte, das Gotteshaus wiederzuerrichten. Aufgrund dieser Initiative entstand sogar

ein detaillierter Entwurf für den Neubau, und die damaligen Einwohner des Ortes entsorgten in einer Gemeinschaftsaktion bereits die Trümmer und legten die Fundamente und Grundmauern frei. Bauarbeiten wurden jedoch nicht begonnen, so dass die Gottesdienste weiterhin nur in einer kleinen Kapelle gefeiert werden konnten.

Seit 1992 gehört das Dorf aber zum neuentstandenen Bistum Elbing. Hier griff Bischof Dr. Jacek Jezierski im Jahr 2015 die Idee eines Wiederaufbaus der Kirche auf und ließ entsprechende Pläne entwickeln. Die Arbeiten begannen 2019. Neuerlich musste das Gelände von Büschen und Schutt befreit werden, und Sicherungsmaßnahmen verhinderten nun den weiteren Verfall der noch vorhandenen Bausubstanz. Außerdem wurden Risse an der Südwand und im Presbyterium saniert.

In einer anschließenden, 2021 einsetzenden zweiten Phase ging es zunächst darum, das Bauwerk vor neuen Schädigungen durch die Feuchtigkeit des Bodens besser zu schützen. Dazu wurde zum einen das Mauerwerk aufwändig stabilisiert, zum anderen verstärkte man den Boden unterhalb des Fundaments, zum dritten schließlich wurde der eingestürzte Zwischenbogen rekonstruiert. Durch diese Arbeiten gewannen die Wände und Pfeiler eine derart große Festigkeit und Kohärenz, dass sie die Dachkonstruktion zu tragen vermochten.

Im Jahr 2022 konnte bereits das Presbyterium eingedeckt werden; derzeit (2025) erhält es eine neue Fensterverglasung. Auch über dem Langhaus ist schon ein Dachstuhl errichtet worden, so dass die Kirche langsam ihre Konturen wiedergewinnt. Dass diese Arbeiten diskontinuierlich voranschreiten, liegt darin begründet, dass die Diözese Elbing hierfür eine finanzielle Unterstützung erhält, die jeweils im Rahmen der Möglichkeiten vom polnischen Ministerium für Kultur und Nationales Erbe gewährt wird; denn die Diözese ist bedauerlicherweise nicht im Stande, das Vorhaben allein aus eigenen Mitteln zu finanzieren. Diese Abhängigkeit hat auch der Vertreter des Bistums, Dr. habil. Piotr Towarek, hervorgehoben, als er zu den Aussichten auf den Wiederaufbau des hölzernen Turmaufsatzes befragt worden ist: »Der Zeitplan für die zukünftigen Arbeiten hängt von den erhaltenen staatlichen Zuschüssen ab.« Zudem wies er darauf hin, dass die Arbeiten im Inneren der Kirche noch sehr anspruchsvoll sind und ihnen gewiss eine höhere Priorität eingeräumt wird. ▶



*Die katholische Kirche von Fischau –
Ansicht von Süd-Westen (um 1915)*

QUELLE: B. SCHMID, BAU- UND KUNSTDENKMÄLER
DES KREISES MARIENBURG, DANZIG 1919, S. 37



Ansicht der Fischauer Kirche von Westen – Aufnahme aus der Zeit der Turmreparatur im Jahr 1915



Blick auf den ehemaligen evangelischen Friedhof mit dem Stahlgerüst des Glockenturms

Angesichts dieses aufwändigen und langfristigen Projekts drängt sich durchaus die Frage auf, zu welchem Zweck in diesem Dorf, in dem nur noch relativ wenige Einwohner leben, eine gotische Kirche mit solchen Dimensionen wiedererrichtet wird. – Fischau, zwischen Elbing und Marienburg gelegen, war in früheren Zeiten freilich ein großes, wohlhabendes Kirchdorf, dessen erhebliche Bedeutung schon daran abgelesen werden kann, dass es nicht nur über zwei Gotteshäuser – ein katholisches und ein evangelisches – verfügte, sondern dass dort auch zwei Bahnhöfe bestanden, an denen die Züge der Ostbahn bzw. der Westpreußischen Kleinbahn hielten. Die historischen Wurzeln des Dorfs reichen bis ins Mittelalter zurück, und seit dem 27. Januar 1831 verbindet sich mit dem Ort das geschichtliche Ereignis des »Massakers von Fischau«. An diesem Tag töteten preußische Soldaten neun Polen, die sich am Novemberaufstand beteiligt hatten und nun auf der Flucht waren. Darüber hinaus wurden zwölf weitere Kämpfer aus dieser Gruppe schwer verwundet.

Der anscheinend unvermeidbare Niedergang Fischaus setzte erst nach 1945 ein, als die Güter nach sowjetischem Muster zu »Volkseigentum« erklärt wurden und dort nach der Zwangskollektivierung »Landwirtschaft-



Das für Glaserarbeiten eingerüstete Presbyterium



FOTOS: BARTOSZ SKOP, AUFNAHMEN AUS DEM NOVEMBER 2025

Aktueller Stand der Wiederherstellungsarbeiten – Aufnahme aus südlicher Richtung

liche Produktionsgenossenschaften« entstanden. Diese Entwicklung löste eine zunehmende Verwahrlosung des Ortes aus und führte zu einem massiven Exodus der Bevölkerung.

Auch wenn sich die Dorfstrukturen inzwischen konsolidiert haben und sich wieder zivilgesellschaftliche Initiativen herausbilden, liegt der Hauptgrund für die Rekonstruktion des Gotteshauses offenbar in dem Bemühen, das kulturelle Erbe zu bewahren und die Kirche als eine architektonische Perle der Region zu erhalten. In diesem Zusammenhang nennt Dr. Towarek auch konkrete Nutzungsmöglichkeiten: »Vielleicht wird das Presbyterium der wiederaufgebauten Kirche für sakrale Zwecke genutzt, wenn beispielsweise die Pfarrkirche in Grunau (Gronowo Elbląskie) renoviert wird. Vielleicht werden in der Kirche aber auch sakrale Kunstdenkmäler gelagert.« Die Einwohner selbst brauchen, wie der Geistliche betont, keinerlei Kosten des Wiederaufbaus zu übernehmen; und er zeigt sich davon überzeugt, dass das Dorf von dieser Maßnahme in jedem Falle profitieren wird. Der Wiederaufbau der katholischen Kirche bildet nicht die einzige gute Nachricht aus Fischau. Auf dem evangelischen Friedhof des Dorfes ist ein Glockenturm aus Stahl erhalten geblieben – neben den Gräbern der letzte Überrest der alten lutherischen Gemeinde, deren neugotische Kirche aus dem Jahr 1886 nach dem Krieg durch den staatlichen Landwirtschaftsbetrieb übernommen, als Lagerhaus genutzt und 1968 abgebrochen wurde. Der Glockenturm stammt vom Ende des 19. Jahrhunderts und ist trotz vieler Schäden – wie dem Abriss des gemauerten Sockels oder dem Diebstahl der Glocken – bis heute erhalten geblieben. Da es der Gemeindeverwaltung von Grunau unter ihrem Leiter Marcin Ślęzak glücklicherweise gelungen ist, aus dem Regierungsfonds *Polski Ład* [Polnische Ordnung], einem Programm für strategische Investitionen, Fördermittel einzuwerben, konnte der Stahl-Glockenturm sowie die alte Friedhofsumzäunung nun gründlich renoviert werden.

st Bartosz Skop

Ein Westpreuße, der ein gesamtdeutsches Original wurde

Zum Tod des Schauspielers Horst Krause (1941–2025)

ER WAR EINER DER BELIEBTESTEN Schauspieler Deutschlands, ein Mann mit unverwechselbarem Gesicht und einer ruhigen Präsenz. Doch bevor Horst Krause als Dorfpolizist im Fernsehen Millionen Zuschauer erreichte, legte er einen Lebensweg zurück, der – nicht anders als derjenige von Klaus Kinski, Eddi Arent oder Wolfgang Völz – in Westpreußen begann.

Horst Krause wurde als jüngstes von fünf Kindern einer Bauernfamilie in Bönhof im Kreis Stuhm geboren. Seine frühen Kinderjahre waren ländlich geprägt, bevor das Schicksal der Vertreibung auch seine Familie traf. Im Jahr 1947, Krause war gerade sechs Jahre alt, musste die Mutter mit den Kindern die Heimat verlassen. Der Weg führte sie nach Ludwigsfelde in Brandenburg, wo die Familie – ein Jahr später kehrte auch der Vater aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurück – in der Fremde einen Neuanfang wagte.

Diese Erfahrungen von Verlust und bescheidenem Neubeginn prägten Horst Krause tief. Er blieb zeit seines Lebens bodenständig. Nach der Schule erlernte er zunächst den Beruf des Drehers im VEB Brandenburger Traktorenwerke. Doch der Wunsch nach künstlerischem Ausdruck war stärker: Von 1964 bis 1967 studierte er an der Staatlichen Schauspielschule in Berlin-Schöneeweide. Es folgte eine solide Theaterkarriere an verschiedenen Bühnen der DDR, zuletzt war er am Staatsschauspiel Dresden engagiert.



FOTO: REB

Einem gesamtdeutschen Publikum wurde er erst nach der Wiedervereinigung bekannt. Regisseur Detlev Buck erkannte Krauses Talent für trockenen Humor und besetzte ihn 1993 in der Komödie *Wir können auch anders ...* Spätestens mit *Männerpension* hatte er sich in die erste Liga gespielt. Seine Paraderolle fand er im Fernsehen: Von 1998 bis 2015 verkörperte er im *Polizeiruf 110* den Polizeihaupt-

meister Horst Krause. Dass die Figur seinen bürgerlichen Namen trug, war Programm. Mit Motorradgespann und Dackel wurde er zur Kultfigur.

Die ARD widmete ihm mit der Reihe *Polizeihauptmeister Krause* (2007–2022) sogar eine eigene Bühne, auf der er in neun Episoden den (später pensionierten) Dorfpolizisten gab. Auch als Berliner Rentner »Paul Krüger« war er von 2015 bis 2020 in einer eigenen Reihe zu sehen.

Privat mied Horst Krause den roten Teppich. Er blieb ledig und lebte jahrzehntelang in Berlin-Moabit. Er verstarb in einem Seniorenheim in Teltow. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Französischen Friedhof in Berlin-Mitte, wo auch andere zeitgenössische Schauspieler und Regisseure sowie der Danziger Künstler Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801) bestattet wurden.

st Burkhard Burau / WP-Redaktion

Notizen aus der Dreistadt

*Eingangsbereich des
Besucherzentrums
zum »Schlachtfeld
Westerplatte« (Pole
Bitwy Westerplatte)*

NEUER MUSEUMSBAU Das Westerplatte-Museum, das mit dem Museum des Zweiten Weltkriegs (*Muzeum II Wojny Światowej*) verbunden ist, befindet sich an dem historischen Ort, an dem – gegenüber von Danzig-Neufahrwasser – am 1. September 1939 um 4.45 Uhr durch Schüsse des deutschen Schulschiffes *SCHLESWIG-HOLLSTEIN* der Zweite Weltkrieg begann. Dieses dezentrale Museum hat nun ein repräsentatives Gebäude erhalten, das unlängst eröffnet worden ist. Es bietet ein modernes Besucherzentrum, in dem auch themenbezogene Veranstaltungen und temporäre Ausstellungen stattfinden können. Das Restaurant und der Meerblick laden überdies dazu ein, eine Pause einzulegen und sich zu rekreieren.

In der ehemaligen Energieversorgungsanlage der Westerplatte, dem Gebäude des Kraftwerks, wurde zudem die archäologische Ausstellung »Erinnerung im Boden aufgezeichnet. Archäologie der Westerplatte« (*Pamięć w ziemi zapisana. Archeologia Westerplatte*) eingerichtet, mit Exponaten, die auf dem bewaldeten Gelände der Halbinsel geborgen wurden. Die Ausgrabungen begannen im Jahre 2016, rund um die Reste ehemaliger Befestigungen, Gebäudeteile und Bombentrichter, mit dem Ziel einer vollständigen Dokumentation der Ereignisse. 2019 entdeckte man zudem die bisher unbekannten Überreste von neun polnischen Soldaten, 2024 dann noch vier weitere menschliche Überreste; auf dem ehemaligen Kasernengelände wurden auch Alltagsgegenstände gefunden. Bei den Grabungen



FOTOS: MUZEUM II WOJNY ŚWIATOWEJ

Links: Räumlichkeiten des Besucherzentrums – Rechts: Blick in die Ausstellung Pamięć w ziemi zapisana. Archeologia Westerplatte (»Erinnerung im Boden aufgezeichnet. Archäologie der Westerplatte«)

gefundene Munitionsreste wurden von Pionieren der polnischen Armee abtransportiert und unschädlich gemacht.

Das Besucherzentrum und die Ausstellung bilden Teile eines umfangreichen Museumsprojektes, in dessen Rahmen noch weitere Gedenkort entstehen sollen.

MARITIMERTURBO Polen investiert verstärkt in seine maritime Wirtschaft. Im Zuge dieser Entwicklung hat der polnische Premierminister Donald Tusk die Umsetzung des Investitionsprogramms »Polnisches Meer« angekündigt. Das ehrgeizige Vorhaben umfasst beispielsweise den Bau neuer Schiffe, den Ausbau von Hafen-Infrastrukturen, die Wiederbelebung einheimischer Reedereien sowie die Verdreifachung des Containerumschlags in den Häfen Danzig, Stettin und Swinemünde. Diese Stärkung des maritimen Sektors erfolgt, so der Premierminister, im Geiste der »Repolonisierung« – einer Strategie, die die Regierung in allen Investitionsbereichen verfolgt: Aufträge sollen, wo



Schulungs- und Forschungsschiff NAWIGATOR XXI

neuen Segelschulschiffs als Nachfolger der DAR MŁODZIEŻY, die schon seit 44 Jahren für wissenschaftliche und pädagogische Zwecke im Einsatz ist, sowie eines neuen Schulungs- und Forschungsschiffes, das die – im Besitz der Stettiner Meeresakademie befindliche – NAWIGATOR XXI ersetzen soll. Beide Schiffe werden (selbstverständlicherweise) auf Danziger Werften gebaut und unter polnischer Flagge fahren.

Peter Neumann

KOMMT EIN SANIERUNGSENDE IN SICHT?

Das Langgasser Tor in Danzig ist ein bedeutendes Zeugnis der Stadtgeschichte sowie ein beliebtes Fotomotiv. Nach einem Entwurf von Abraham van den Blocke Anfang des 17. Jahrhunderts im Stil des flämischen Manierismus errichtet, ersetzte es einen mittelalterlichen Vorgänger, das Hohe Tor. Das prachtvolle Bauwerk wird auf beiden Seiten von jeweils vier Allegorien menschlicher Tugenden und staatspolitischer Ideale wie Prudentia (Weisheit) oder Pietas (Frömmigkeit) bzw. Pax (Frieden) oder Justitia (Gerechtigkeit) gekrönt. Über Jahrhunderte diente das Langgasser Tor als repräsentativer Eingang zur Rechtstadt und war Teil der Prozessionsroute polnischer Könige, die in Danzig einzogen.

Seit einigen Jahren jedoch ist das Tor nur sehr eingeschränkt wahrzunehmen gewesen, denn ein provisorischer Plattenzaun hat den Blick auf den Bau verstellt. Grund sind umfangreiche Sanierungsarbeiten, die mit der aufwändigen Erneuerung der Fassaden und Skulpturen voraussichtlich erst 2027 abgeschlossen sein werden. Nachdem letztlich neue Verzögerungen durch Finanzierungsfragen und komplexe Restaurierungsanforderungen drohten, den Fortschritt auszubremsen, ist nun ein wichtiger Schritt nach



FOTO: PIOTR WITTMAN / GDANSK.PL



FOTO: PRZEMYSŁAW SWIDERSKI / DZIENNIKALTYCKI.PL

Das Langgasser Tor in Danzig (auch Goldenes Tor): links im August 2025, rechts aktuell, nun ohne den unansehnlichen Zaun – jedoch ohne weitere Renovierungsarbeiten?

vorn getan worden: Nachdem die Ausschreibung im Juli zunächst ohne Ergebnis geblieben war, konnte Anfang August endlich ein Auftragnehmer für den zweiten Bauabschnitt bestimmt werden. Der polnische Architektenverband SARP, Eigentümer des Tores, vergab den Auftrag an die Danziger Firma BUDKON. Sie setzte sich unter drei Bewerbern durch – obwohl ihr Angebot von 678.000 Złoty brutto rund 160.000 Złoty über dem des Konkurrenten AUREA PORTA lag. Ausschlaggebend waren aber nicht allein die Höhe der Kosten, sondern vor allem überzeugende Referenzen sowie die vorbehaltlose Annahme des Vertragsentwurfs, die das Verfahren deutlich beschleunigte.

Nach der Unterzeichnung des Vertrages hat

BUDKON die Baustelle unverzüglich übernommen und mit der Sanierung und Konservierung der durchfeuchteten Mauern begonnen. Lose Putzteile sind entfernt worden, und das Fundament wurde bis zu einer Tiefe von 3 m freigelegt, damit das Mauerwerk trocknen kann. – Mit dem Beginn dieser Bauphase ist auch der bisherige Zaun demontiert worden. Geplant war stattdessen eine neue, ästhetisch ansprechendere Einfriedung mit historischen Aufnahmen, Informationstafeln und einem QR-Code, der zu einer virtuellen Besichtigung des Langgasser Tores führt. Dieser Plan ist aber bislang nicht umgesetzt worden. Gegenwärtig scheint es eher, als ob die Restaurierung wieder ruhte.

Adrian Wojtaszewski

... Elbing

AUFWÄNDIGE RENOVIERUNG

Neben vielen wertvollen Ausstattungsstücken aus unterschiedlichen Epochen gehören auch die Buntglasfenster, die zwischen 1969 und 1989 in mehreren Etappen entstanden sind, zum Stolz der St. Nikolai-Gemeinde. Konzeptionell angeregt vom früheren Probst Dr. Mieczysław Józefczyk, wurden die Glasmalereien nach Entwürfen Zdzisław Kulikowskis aus Thorn von Leonard Brzeziński aus Samter geschaffen. Die acht größten Fenster sind über 12m hoch.

In den letzten Jahrzehnten wurden die Glasfenster durch die Verwitterung des Bleis, durch Ausbeulungen, die von Wettereinflüssen wie starkem



FOTO: PARAFIA KATEDRALNA ŚW. MIKOŁAJA W ELBLĄGU

Die Reparaturarbeiten an einem Fenster der Kapelle über der Sakristei

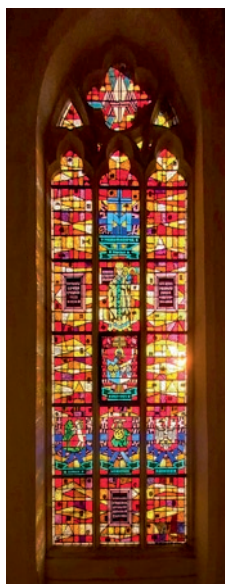


FOTO: BARTOSZ SKOP

Das Kardinal-Wyszyński-Fenster aus den 1980er Jahren auf der Südepore

Wind und heftigen Niederschlägen hervorgerufen wurden, sowie leider auch durch Vandalismus so stark beschädigt, dass in einigen Feldern mittlerweile mehrere Scheiben fehlen. Die Domgemeinde hat daraufhin im Juli mit der dringend gewordenen Reparatur der beschädigten Fenster begonnen. Da dies eine kostspielige Maßnahme ist und die Glasmalereien nicht unter Denkmalschutz stehen, ist sie gezwungen, diese Arbeiten aus eigenen Mitteln und Spenden zu finanzieren. Aus diesem Grund wird dieses Vorhaben noch einige Zeit in Anspruch nehmen.



Einer der weihnachtlich verzierten Traktoren

FOTO: MIASŁO ELBŁĄG

NUR EINE KURZE SPANNE Im Gegensatz zu großen Weihnachtsmärkten wie z. B. in Danzig, Krakau oder Breslau dauert der Elbinger in der Regel nur wenige Tage – in diesem Jahr fand er am Ende der ersten Adventswoche statt, vom Freitag, dem 5., bis zum Sonntag, dem 7. Dezember. Er ist zwar kürzer, hat aber gerade dadurch auch eine hohe Intensität. Der gesamte Alte Markt war mit Buden übersät, auf der Bühne präsentierten regionale Bands und Chöre

ihre weihnachtliche Repertoire; neu waren Glühweintassen mit Abbildungen von Altstadt Häusern; und sogar eine Vorkriegstradition wurde lebendig, denn es traten wieder Elbinger Adventsmütterchen auf. Eine besondere Attraktion war schließlich eine erstmals organisierte Parade von Traktoren, die in großer Zahl, mit Tausenden von Weihnachtslichtern geschmückt, durch die Stadt gefahren sind.

Bartosz Skop

... Marienburg

WIEDERENTDECKUNG Bei Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen, die das Denkmalamt der Woiwodschaft in Danzig veranlasst hatte, stellte sich heraus, dass ein filigranes Buntglasfenster, das sich seit Jahrzehnten in einem Lager befand, mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der Marienkirche im Hochschloss der Marienburg stammt. Das Restaurierungsstudio in Malbork stellte fest, dass das Buntglasfenster in der Sammlung des Malborker Museums als vermisst eingestuft worden war. Es erklärte außerdem: »Der Entwurf des Fensters ist auch

in einer Farblithografie im Meyers Konversations-Lexikon enthalten. Die Lithografie zeigt verschiedene Buntglasstile, darunter ein Fragment eines Fensters, das dem derzeit restaurierten ähnelt.« Marcin Tymiąski, der Sprecher des Denkmalamts bestätigte inzwischen, dass nun bereits die Einzelheiten der Übergabe geregelt wurden.

Vor diesem glücklichen Fund waren schon drei weitere Glasfenster an das Schlossmuseum übergeben worden, die 1884 im Rahmen der von Conrad Steinbrecht geleiteten Restaurierungsarbeiten beim höchst renommierten »Königlichen Glasmalerei-Institut« in Charlottenburg bei Berlin in Auftrag gegeben worden waren. Diese Fragmente hatte ein 2018 gebildetes Team des Schlossmuseums aufgespürt: Es fahndet seitdem



FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI

Das wiederentdeckte Buntglasfenster aus der Marienkirche

gezielt nach Bauteilen und Sammlungsstücken, die nach dem Kriegsende verlorengegangen sind.

Marek Dziedzic

... Thorn

STÄDTE AM GROSSEN STROM Mitten im Hochsommer fand auch in Thorn wieder das jährliche »Weichselfestival« statt. Dieses Fest verbindet Städte miteinander, die in der Region Kujawien-Pommern am großen Fluss liegen, und soll Gemeinsamkeiten der Traditionen sowie der Kultur und Bildung bewusst machen. Es begann diesmal am 8. August in Leslau und fand nach einer Woche, am 14. und 15. August, in Thorn seinen Abschluss – in jener bedeutenden Handelsstadt, die einst bewundernd als »Königin der Weichsel« bezeichnet wurde.

In diesem Jahr war die Festival-Route auf nunmehr acht Städte erweitert worden, und das Programm, das insgesamt 220 Veranstaltungen umfasste, war so umfangreich wie noch niemals zuvor. In Thorn waren etliche Attraktionen für verschiedenste Altersgruppen vorbereitet worden. Dazu gehörten beispielsweise Schiffsfahrten für die Öffentlichkeit wie eine »Kreuzfahrt mit Kopernikus« oder eine »Lebkuchen-Kreuzfahrt«, aber auch eine spektakuläre Parade mit Dutzenden traditioneller Boote und Schiffe oder mehrere Ruderregatten.

Auch an Land kamen Einwohner und Gäste auf ihre Kosten. Eine besondere Messe – *Vistula*



QUELLE: [HTTPS://FESTIVALWISLY.PL/GALERIA/](https://festivalwisly.pl/galeria/)



Impressionen vom Weichsel-Festival 2025 aus verschiedenen Städten



Flavours – bot Köstlichkeiten aus der regionalen Küche; an einer Vielzahl von Ständen wurden traditionelle Handwerkskünste vorgestellt, und es fehlte nicht an künstlerischen Darbietungen und Open-Air-Konzerten.

Das Weichselfestival war auch 2025 ein großer Erfolg – nicht nur in Bezug auf die Programmgestaltung und die Besucherzahlen, sondern

auch als Beitrag zur Entwicklung einer lokalen kulturellen Identität. In diesem Kontext fand am 14. August in Thorn eigens eine Konferenz von Kommunalpolitikern aus den Weichselstädten statt, die auf eine engere Kooperation untereinander sowie auf Planungsansätze für gemeinsame Projekte abzielte.



Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei der Eröffnung der diesjährigen ToMUN-Veranstaltung im JORDANKI

TOMUN 2025 Die Wortmarke »ToMUN« kennzeichnet eine Veranstaltung, die regelmäßig in Thorn stattfindet und im

Klartext *Toruń Model United Nations* heißt. Diese Konferenz bietet eine internationale Simulation der Vereinten Nationen für Schüler der Oberstufe. Sie begann in diesem Jahr am 2. Oktober. Jugendliche aus Polen und dem Ausland, darunter den USA, aus Luxemburg, Deutschland oder den Niederlanden, traten als UN-Delegierte auf und diskutierten auf Englisch über die drängendsten Probleme der Welt. Diesmal lautete das Leitthema: »Die Wurzeln der Polarisierung verstehen, um Harmonie zu erreichen«.

Die Organisatoren von ToMUN wollen jungen Menschen die Erfahrung vermitteln, unter anspruchsvollen Rahmenbedingungen ihre Interessen artikulieren und zugleich mit anderen kooperieren zu können. Dabei haben sie zugleich die Möglichkeit, ihre rhetorischen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und oft spannende Gesprächspartner aus aller Welt kennenzulernen.

Die Debatten, die über mehrere Tage liefen, wurden von der Nikolaus-Kopernikus-Oberschule Nr. 1 ausgerichtet und durchgeführt. Für diese Aufgabe ist die Schule vorzüglich geeignet, da sie – in ihren Ursprüngen bis ins Jahr 1568 zurückreichend – die älteste in der Region und eine der ältesten in Polen ist. Diese lange Geschichte sowie das Aussehen des Gebäudes, das 1855 im neugotischen Stil erbaut wurde, schaffen eine gewisse mystische

Atmosphäre. Nicht umsonst wird die Schule oft als »polnisches Hogwarts« bezeichnet. Auch den Namenspatron, Nikolaus Kopernikus, umweht eine besondere Aura – und passenderweise ist das Logo der Veranstaltung von einer kosmologischen Skizze zweier Planetenbahnen abgeleitet.

HOHE AUSZEICHNUNGEN Die 25. Jubiläumsgala, auf der die Auszeichnungen des Marschalls der Woiwodschaft Kujawien-Pommern vergeben werden, fand am 30. September im Kultur- und Kongresszentrum JORDANKI statt.

Zum Stolz der Stadt gingen die Auszeichnungen in acht der insgesamt 13 Kategorien an Personen und Institutionen, die mit der Nikolaus-Kopernikus-Universität verbunden sind. Für ihre herausragenden wissenschaftlichen Leistungen erhielt zudem die Polarstation in Spitzbergen, die von der Universität betrieben wird und in diesem Jahr ihr 50-jähriges Bestehen feiert, einen Sonderpreis. Im Laufe der Jahre hat sie sich als höchst renommierte Forschungseinheit in der Arktis etabliert.

Auch in der Kategorie »Bildung« wurde eine Thorner Einrichtung prämiert. Den Preis erhielt das Nikolaus-Kopernikus-Gymnasium Nr. 1; aus der Hand des Marschalls Piotr Całbecki wurde er von der Schulleiterin Hanna Wrycza-Wilińska dankbar entgegengenommen. Da das Jahr 2025 in der Woiwodschaft zum Jahr der Kinder und Jugendlichen erklärt worden war, übernahm diesmal der Kinderchor der Pommerschen Philharmonie die Aufgabe, der Veranstaltung musikalischen Glanz zu verleihen. *Zuzanna Foss*



Hanna Wrycza-Wilińska, die Direktorin des Nikolaus-Kopernikus-Gymnasiums Nr. 1, nach der Preisverleihung durch den Marschall von Kujawien-Pommern, Piotr Całbecki



POLEN ALS SOLDATEN IN DER WEHRMACHT

Danziger Ausstellung beleuchtet bislang beschwiegene Schicksale

Text und Fotos von Adrian Wojtaszewski

AM SAMSTAG, DEM 12. JULI 2025, wurde im Rechtstädtischen Rathaus in Danzig eine Sonderausstellung mit dem Titel »Unsere Jungs. Einwohner des Danziger Pommern in der Armee des Dritten Reiches« (*Nasi Chłopcy. Mieszkańcy Pomorza Gdańskiego w armii III Rzeszy*) eröffnet. Diese Ausstellung widmet sich einem Thema, das jahrzehntelang kaum beachtet wurde: dem Dienst, den Einwohner des »Reichsgaus Danzig-Westpreußen« während des Zweiten Weltkrieges in der deutschen Wehrmacht leisteten. Das Museum Danzig hat die Aus-

Authentische Bilder »Unserer Jungs« am Eingang in den Ausstellungsraum

stellung in Zusammenarbeit mit weiteren Institutionen vorbereitet und verfolgt dabei nicht das Ziel, die damaligen Vorgänge und Entscheidungen zu bewerten, sondern möchte sie erklären und zu einem tieferen Verständnis der Problematik gelangen. Die Ausstellung läuft bis zum 10. Mai 2026 und bietet Fotos, Tonaufnahmen, künstlerische Installationen sowie persönliche Familienerinnerungen.

Der Leiter des Historischen Museums der Stadt Danzig, Professor Waldemar Ossowski, betonte, dass dieses Thema in der Öffentlichkeit und auch in den Familien oft verschwiegen wurde. Viele Einwohner empfanden den Dienst in der deutschen Armee als zu heikel, um nach dem Krieg noch offen darüber sprechen zu können, so dass die



»Unsere Geschichte beginnt am 1. September 1939« –
Danzig und Westpreußen
beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs

Erinnerung daran verdrängt wurde. In vertrauten Kreisen gab es zwar kein Tabu, doch in zahlreichen Familien wurde die Thematik lieber vollständig ausgeblendet. So wird in Danzig nun erstmals offen von den Schicksalen Zehntausender Männer erzählt, die oft unter Zwang in die Wehrmacht eingezogen wurden.

Die Ausstellung gliedert sich in die drei Teile: »Im Reich«, »Spuren« und »Stimmen«. Sie behandelt nicht nur Fakten, sondern verdeutlicht auch die emotionalen Belastungen, das Schweigen und die Gewissenskonflikte, die diese Geschichten begleiteten. Viele Soldaten, die desertierten und sich den Alliierten anschlossen, blieben nach dem Krieg im Westen, während diejenigen, die nach Polen zurückkehrten, oft Dokumente vernichteten, Fotos zerstörten oder Orden versteckten, um nicht ins Visier der neuen Staatsmacht zu geraten. Die Ausstellung stellt Fragen, die noch ganz unvertraut klingen: Kann man im Dienst eines Aggressors gleichzeitig Opfer des Krieges sein? Haben diese Menschen ein eigenes Recht auf Erinnerung, obwohl sie in offiziellen Narrativen bislang kaum vorkamen?

Antworten auf solche Fragen sind keineswegs einfach, denn sie müssen vor dem Hintergrund der Zwangsgermanisierung durch die Deutsche Volksliste gegeben werden, mit der viele Einwohner unter Druck gesetzt wurden, ihre polnische Identität aufzugeben und sich dem »Deutschtum« – und mithin dem nationalsozialistischen Staat – zu assimilieren. Die Aufnahme in die Volksliste erfolgte in vier Gruppen, wobei die meisten Männer in die dritte – in diejenige der »teilweise polonisierten« Personen – eingestuft



Das alltägliche Leben in der Wehrmacht

Konzentrationslager		Stutthof	Art der Verb.	Sch.	Qd. Nr.	St. 203	
Name und Vorname:	Stanisław J. Müller						
geb.:	12. 14.	wo:	Klonow, Kr. Tuchel				
Wohnort:	Hinsbau, Kr. Tuchel, Post Hinsbau						
Beruf:	Hilfsmann						
Heimatsort:	Pole						
Name der Eltern:	Stanisław H.-tot 1914 & Johanna, geb. Szankiewicz						
Wohnort:	Hinsbau						
Name der Ehefrau:	keine						
Kinder:	Alleiniger Erhalter der Familie oder der Eltern:						
Vorbildung:	Volksschule & Mittelschule						
Militärdienst:	von - bis						
Kriegsdienst:	von - bis						
Ordnung:	1234	Name:	Müller	Haar:	blond	Gestalt:	schlank
Mund:	deutsch	Gestalt:	kräftig	Ober:	schwarz		
Sprache:	polnisch & deutsch	Augen:	blau	Zähne:	regelmäßig		
Ausdrucksweise:	ruhig						
Andere Krankheiten:	keine						
Bestandteile:	keine						
Verhaftet am:	20. 12. 43	wo:	Bromberg				
1. Mal eingekerkert:	4. 2. 44	2. Mal eingekerkert:					
Einweisende Organisation:	Stapo Bromberg						
Grund:	Aufnahme in der DVL abgelehnt.						
Festungsbefehl:	von - bis						
Wache Position:							
Mitglied v. Unterorganisationen:							
Kriminelle Vorzeichen:	keine						
Politische Vorzeichen:	keine						
Ich bin darauf hingewiesen worden, dass meine Bestrafung wegen intellektueller Unverständlichkeit erfolgt, wenn sich die obigen Angaben als falsch erweisen sollten.							
						Der Lagerkommandant	



Beileidsschreiben eines Oberleutnants an die
Familie eines gefallenen Soldaten,
darunter Verzeichnisse der Nachlassgegenstände

Dieses Dokument belegt, dass ein Stanisław Müller aus Klonow, Kr. Tuchel, am 4. 2. 44 erstmalig in das KZ Stutthof eingeliefert worden ist. Der alleinige Grund, aus dem er in Schutzhaft genommen wird, lautet: »Aufnahme in die DVL. abgelehnt.«

wurden. Die Zugehörigkeit zur Wehrmacht war bei vielen mit Ängsten und sozialem Druck verbunden. Wer sich weigerte, wurde verfolgt oder kam in ein Konzentrationslager. Gerade diese Ambivalenz sucht die Ausstellung zu verdeutlichen: Viele Betroffene mussten versuchen, antagonistische Kräfte gegeneinander auszubalancieren, um ihr Leben retten, zugleich aber auch ihre Identität bewahren zu können. Ihr Dienst in der deutschen Armee bedeutete in vielen Fällen somit keineswegs, dass sie freiwillig beitraten oder mit der Nazi-Ideologie übereinstimmten.

Trotz intensiver Vermittlungsbemühungen löste die Eröffnung der Ausstellung in den sozialen Medien eine große Welle von Reaktionen aus. Insbesondere Politiker und Sympathisanten der Partei »Recht und Gerechtigkeit« (PiS) äußerten scharfe Kritik und warfen den Veranstaltern vor, eine einseitig deutsche Erzählung zu fördern und

die Grundwerte polnischer Erinnerungspolitik zu untergraben.

Diese Behauptungen erscheinen angesichts der genau differenzierenden und behutsamen Konzeption der Ausstellungsmacher ebenso unbegründet wie ungerecht; denn die Kuratoren machen immer wieder deutlich, dass sie keine ideologischen Forderungen oder Urteilsschemata, sondern die tragischen Umstände und das Leid der Menschen in den Mittelpunkt stellen. Sie lehnen es ab, die Betroffenen pauschal als Verräter oder Kollaborateure zu brandmarken, da dies eine Entwürdigung der Opfer deutscher Gewalt darstellte und an die stigmatisierende Propaganda der kommunistischen Ära erinnerte. Stattdessen wird der Kontext der Geschichten durch Kommentare von Experten und individuelle Zeugnisse von Familienangehörigen erhellt. Dadurch kommen endlich Stimmen zur Geltung, die jahrzehntelang nicht gehört wurden. st



Ludwig Passarge

ÜBER DIE SCHÖNHEIT DES LANDES AN DER UNTEREN WEICHSEL

Zur Erinnerung an den Reiseschriftsteller Ludwig Passarge

Von Bernd Gerwanski

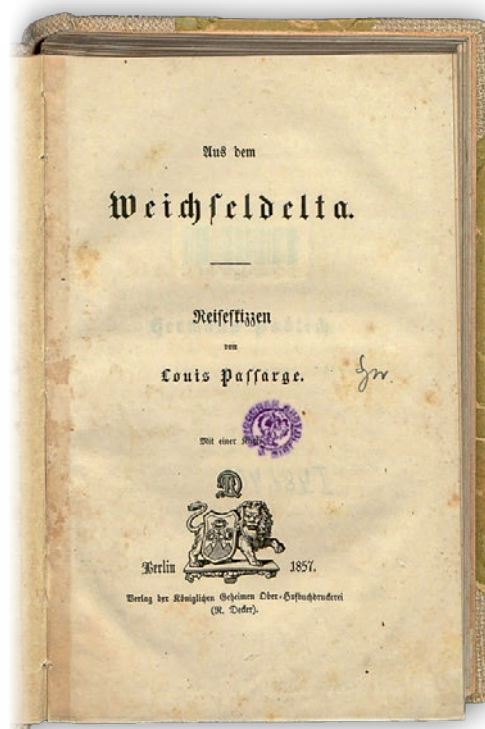
ER WAR EIN WEITGEREISTER EUROPÄER, der gerne umfassend von seinen fernen Reisen berichtete. Doch den Beginn und das Ende seiner Beschreibungen – dazwischen liegen Jahre und Jahrzehnte – bilden Einblicke in die Regionen West- und Ostpreußen.

Ludwig Passarges Heimatort war Wolittnick in Ostpreußen, wo sein Vater ein Gut bewirtschaftete – zunächst als Pächter, dann als Eigentümer. »Das Gut liegt etwa zwanzig Minuten von einer Bucht des Frischen Haffs entfernt«, erläutert Passarge, »im Norden von diesem durch den Haffberg getrennt, von welchem man eine schöne Aussicht bis nach Pillau an der Ostsee hat«. Ludwig Passarge absolvierte zwar eine berufliche Laufbahn als Jurist, bekannt wurde der vor 200 Jahren, am 6. August 1825, Geborene jedoch als Reiseschriftsteller und Übersetzer.

»Aus dem Weichseldelta«

Das Erstlingswerk Passarges führt den Leser nicht nach Ostpreußen, in dessen Heimatregion, sondern nach Dirschau in Westpreußen und schließlich nach Danzig. »Dirschau! – Welcher Bewohner des westlichen Deutschlands hätte vor vielleicht nur noch wenigen Jahren etwas von Dirschau gewußt?«, schreibt Passarge in seinen Schilderungen *Aus dem Weichseldelta*. »Höchstens würde einer oder der andere Reisende«, fährt der Autor fort, »sich voll Schrecken jener einsam verlebten Tage erinnern haben, da er bei einer Reise in die östlichste Provinz des preußischen Staates Tage lang auf den günstigsten Moment über die Weichsel zu gelangen warten mußte.« Es ist die Weichselbrücke, die im Jahre 1857 fertiggestellt wurde, die den Schriftsteller in seinen Bann zieht. »Erst die neueste Zeit hat den Versuch gemacht, auch die unbändigsten Ströme zu bändigen, die störrigsten zu zähmen.«

Danach begibt sich Passarge hinein in die Stadt Danzig, bewundert die Privatarchitektur sowie die öffentlichen und sakralen Bauwerke. »Es giebt wenige Städte, in welchen die kirchliche Architektur – im Ganzen betrachtet – eine so auffallende Uebereinstimmung fände als in Danzig«, schreibt er. »Es findet sich hier – architektonisch – kein Gegensatz zwischen katholischen und protestantischen Kirchen, zwischen althertümlichen und modernen.« Ausführlich widmet er sich sodann der Marienkirche, der »Hauptkirche Danzigs und dessen Stolz«.



Titelseite der Erstausgabe von Ludwig (Louis) Passarges
»Reiseskizzen« Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857

Für ein paar Silbergroschen erkaufte man sich in der »Heiligengeistgasse« die Erlaubniß zur Besteigung des Thurmes der Marienkirche – schlechtweg »Pfarrthurm« genannt. Man schiebt uns durch die Pforte an der nördlichen Seite des Thurmes in einen finstern Raum, verschließt die Thüre und überläßt unserm Instinkte, den Weg zu finden [...]. Kein Führer überwacht uns, keine Inschrift weist uns zurecht [...]. Endlich stehen wir an einer verriegelten Thüre; der Thurmwächter öffnet und wir treten hinaus.

Man befinde sich auf der Höhe des Bischofs- und Hagelsbergs, schreibt Passarge, »und hat überdies den Vortheil, diese im Panorama selbst vor sich zu sehen.« Die Aussicht vom Pfarrthurm gehöre »zu den entzückendsten«.

Kleinere Ausflüge führen den Autor schließlich nach Oliva (und von dort später noch weiter nach Adlershorst). »Wo die Natur das Füllhorn ihrer Schönheit über eine ganze Gegend ausgeschüttet hat, da scheint sie doch an einer Stelle, wie sich selbst betrachtend, länger verweilt zu haben«, schwärmt der Autor. »Eine solche Stelle ist Oliva.«

Detailverliebt zeigt sich Passarge ebenfalls in dem Kapitel »Die Marienburg«, in dem er zunächst an die Geschichte der Region erinnert: »Als der Deutsche Orden nach Preußen kam, konnte er selber nicht wissen, wie weit die Grenzen des ihm geschenkten Landes, welches er erst noch erobern sollte, gingen.« Der Schriftsteller beschreibt die Entwicklung der Landnahme, um sich dann vor allem den vielen architektonischen Einzelheiten der Marienburg zu widmen. Offensichtlich hat er aber die gebotenen Grenzen seiner ausführlichen Beschreibungen selbst erkannt, denn er will keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben und beendet seinen literarischen Rundgang mit den Worten:

Hiermit, »geneigter« Leser, nehmen wir Abschied von der Marienburg. Ich hätte dich noch gerne in die andern Geschosse des Hochmeisterschlusses, bis in die tiefsten Kellerräume, auf den Schloßsturm und zu den Festungswerken geführt, welche die Eisenbahn durchschneidet, aber ich fühle es wohl, es ist ein Anderes mit leichtlichem Auge schauen, ein Anderes geschautes nachempfinden.

Als hätte Passarge seine spätere Reiselust schon vorausgeahnt, beschreibt er in seinem ersten Buch den »Weltblick« der norddeutschen Menschen: »Unsere Freunde, die Süddeutschen, besitzen unstreitig viele Vorzüge vor uns norddeutschen Küstenbewohnern; aber um eines müssen sie uns ohne Widerspruch beneiden, das ist unser »Weltblick«.« Und so zieht es den Mann von der Ostsee bald selbst in allerlei Länder Europas, und es erscheinen seine Reisefeuilletons über Italien, Norwegen, Dänemark, Schweden, Spanien, Portugal, Dalmatien und Montenegro.

»Aus baltischen Landen«

Die spätere Publikation *Aus baltischen Landen* von 1878 lässt Passarge wieder in die Heimat blicken. Allerdings, betont er eingangs, seien die »in diesem Buche vereinigten Aufsätze mit geringen Ausnahmen bereits vor längerer Zeit geschrieben und zum Theil auch in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden«. Obwohl die Zeit schnelllebiger geworden sei, seien die Darstellungen nicht veraltet, erklärt er.

Seine Absichten formuliert Passarge folgendermaßen: »Die Mittheilungen über die Natur der ostpreußischen Landschaft mögen dazu dienen, manche Irrthümer zu zerstreuen, welche in Betreff der Ostmark unseres deutschen Vaterlandes noch immer gehegt werden.« Zudem sollen seine Blicke auf das russische Grenzland sowie die Inseln Rügen und Gotland den provinziellen Horizont erweitern. Dem Leser möge »etwas von jener Seeluft entgegen« wehen, die auch ihm »die Brust erweitert hat«. Und diese Seeluft dürfte auch der heutige Leser noch spüren, wenn er sich auf diese Wanderungen einlassen mag.

»Da ist gleich Allerlei zu sehen, meinen Freunden zum Trotz, die mir zu Hause gerathen hatten, doch lieber an den Rhein zu gehen.« Die Lenzenburg und das Samland sind die ersten Stationen der Wanderung. Passarge wandert weiter zum Frischen Haff, erblickt dort den berühmten Heiligen Stein, »achtzehn Fuß lang und eben so breit.« »Wie an die meisten Steine von kolossalen Dimensionen knüpft sich auch hier eine Sage an«, teilt er mit. Anderenorts werde bei solchen Steinen gewöhnlich der Teufel als Urheber genannt. Doch hier berichte die Sage von zwei sich streitenden Riesen, von denen einer bei der Frischen Nehrung hauste, ein zweiter am gegenüberliegenden Ufer des Haffs bei Tolkemit.

Tolkemit, auch das erwähnt der Wanderer, »gehört zu jenen Städtchen, welche das Schicksal haben, wegen ihrer Kleinheit als Zielscheibe des Spotts der Reisenden zu dienen.« Andererseits: »Man kann keinen Jahrmarkt tief im Lande besuchen, ohne die Tolkemiter Töpfer anzutreffen, deren Waaren sich durch Sauberkeit und Dauer auszeichnen.« Die Tolkemiter seien fleißige Leute, betont Passarge, und schließt mit einem »anmuthigen Verslein« über »Tolkemit, du schöne Stadt«.

Bald erreicht er einen »wunderbaren Ort«, und dieser ist Kahlberg. »Steigen wir nun die Terrassen hinauf, so treten wir auf einen Platz vor dem sogenannten Belvedere, dem eleganten Versammlungshause der Kahlberger; wir kehren uns um und blicken über die Anlagen zu unsern Füßen hinweg auf das Haff, das im Morgensonnenlichte wie ein blauer Traum daliegt«, schwärmt der Autor.

Ein weiteres Kapitel widmet Passarge einem Abend in den Dünen und macht dabei einen Schlenker zu dem »in Danzig eingebürgerten Dänen Sören Björn«, dem die Befestigung der Dünen durch Pflanzungen zu verdanken sei. Dieser setzte sich »an die Spitze des Dünenwesens und wußte die entfesselten Gewalten mit so großer Sachkenntniß und so nachhaltig zu bekämpfen, daß sie sich in verhältnißmäßig wenigen Jahren in ihre alten Schranken weisen ließen«.

Könnte der Leser einen Augenblick lang sehen, »wie ich hier halb im Sande vergraben dasitze auf der mit Heidekraut und Birkengebüsch bewachsenen Strandhöhe, dicht über den Rauschener Badebuden, mit der weiten Umschau rechts bis zur Loppöhner Spitze«, schreibt Passarge im Kapitel »Strandbriefe« –

Sie würden doch vielleicht die Freuden der großen Stadt und die zumal angenehmen Aufregungen Ihres Arbeitszimmers um meine Einsamkeit tauschen, und um die frisch-salzige Luft, welche uns die Lunge reinigt und den Kopf wieder kräftig und frisch zu neuer Arbeit macht. Aber es hält Sie die Politik, die leidige, und Sie können ihr nicht den Rücken kehren wie ich.

* * *

Für den heutigen Leser bietet das Werk Ludwig Passarges einen Blick in vergangene Zeiten und in eine mittlerweile weit entfernte Welt. Nostalgische Wehmut mag bei vielen Menschen aufkommen. Doch schon zu seiner Zeit, ahnte Passarge, dürfte der Bewohner einer Großstadt beim Lesen seiner Texte von einer gewissen Sehnsucht befallen worden sein.

Passarge war zu seiner Zeit nicht nur ein bekannter Autor von Reisefeuilletons, sondern auch ein bedeutender Übersetzer der Werke von Henrik Ibsen und Björn Björnson. Beide Autoren wurden durch sein Wirken in Deutschland bekannt. Beruflich war er als Jurist tätig. Er wurde 1856 Kreisrichter in Heiligenbeil, ab 1872 Appellationsgerichtsrat in Insterburg und ab 1879 Oberlandesgerichtsrat in Königsberg. Hier wurde er 1887 pensioniert.

Nach seinem Berufsleben weilte der weitgereiste Autor in Südtirol, Jena und Wiesbaden. Im Jahr 1903 veröffentlichte er seine Erinnerungen unter dem Titel *Ein ostpreußisches Jugendleben*. 1912 wollte Passarge, da war er bereits 87 Jahre alt, im Sommer den Odenwald durchwandern. Dabei starb er aber am 19. August und wurde in Lindenfels bei seiner kurz zuvor verstorbenen Frau beigesetzt.

st

RUMIA –

Rückblick auf die 800-jährige Geschichte einer Mittelstadt in Pommerellen

Im Zeichen der Mönche

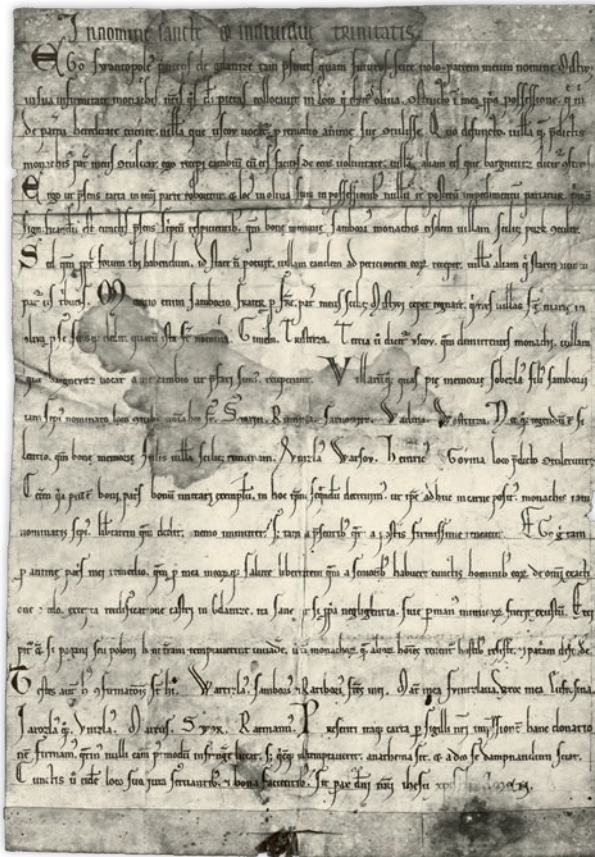
Die erste schriftliche Quelle, die Rahmel als Siedlung im Besitz der Zisterzienser von Oliva, die im 13. Jahrhundert vor Ort eine erste Kirche erbauten, bestätigt, ist ein von Swantopolk II. ausgestelltes Dokument aus dem Jahre 1224. Die früheste Erwähnung einer Pfarrei in Rahmel stammt aus dem Jahr 1253. Das ursprüngliche Gotteshaus hatte wahrscheinlich eine Holzkonstruktion; späterhin aus Stein errichtet, wurde es im 15. oder 16. Jahrhundert im spätgotischen Stil umgebaut. Die Ruine dieses Bauwerks hat die Jahrhunderte überdauert und zeugt noch heute von den Anfängen. Auf dem Gebiet von Rahmel gründeten die Mönche nicht nur die erwähnte Pfarrei, sondern auch ein Klostervorwerk, das wahrscheinlich als Weide für Schafe diente. Die gesamte Region profitierte von den speziellen landwirtschaftlichen Interessen und Fähigkeiten der Mönche von Oliva.

Allerdings waren die Zisterzienser bereits im 13. Jahrhundert nicht konkurrenzlos. Ein Teil der Oxhöfter Kämpfe gehörte den Prämonstratenserinnen von Zuckau. So führten Streitigkeiten über den Umfang des Landbesitzes dazu, dass der Bischof von Leslau, Wolimir, am 31. Oktober 1253 eine Bulle erließ, die es dem Pfarrer untersagte, in den von den Zuckauer Nonnen verwalteten Dörfern tätig zu werden. Diesem Verbot wurde eine derart große Bedeutung beigemessen, dass der Bischof dem Priester für den Fall, dass er sich nicht an die Anweisung halten sollte, mit Exkommunikation drohte.



Ruine der Zisterzienserkirche in Rahmel

QUELLE: STAATSARCHIV DANZIG



Dokument mit der
ersten Erwähnung
von Rahmel aus
dem Jahre 1224

RAHMEL, die größte Stadt des Kreises Neustadt, die mit dem benachbarten Rheda und der Kreisstadt inzwischen zur »Kleinen Dreistadt« zusammengewachsen ist, konnte – wie WP 3/2024 berichtet hat – im vergangenen Jahr das 800. Jubiläum seiner ersten urkundlichen Erwähnung feiern. Angesichts dieses ehrwürdigen Alters hat jenes Ereignis die Redaktion gespannt gemacht, Genauerer über die Geschichte dieses Orts zu erfahren.

OBWOHL DAS WIEDER POLNISCH GEWORDENE »RUMIA«, das auf Deutsch »Rahmel« und auf Kaschubisch »Rëmiô« heißt, seine Stadtrechte erst 1954 erhielt, reicht seine Geschichte über viele hundert Jahre zurück, bis in die Zeit, in der Pommerellen von den Herzögen der Samboriden beherrscht wurde: von Swantopolk II. (um 1195–1266) und seinem Sohn Mestwin II. (vor 1220–1294). Einige Forscher gehen davon aus, dass die Siedlung wahrscheinlich sogar schon viel früher existierte. Darauf könnte die Etymologie des Namens hindeuten, denn Linguisten nehmen an, dass der Ortsname »Rahmel« über die mittelalterliche Bezeichnung »Rumia« mit dem altgermanischen Wort »rüm« verwandt ist, das im frühen Mittelalter schlicht »Raum« bedeutete – ein Wortstamm, der auch im Kaschubischen ähnlich klingt.

RAHMEL – RĚMIÔ



Die Landschaft des Schmelz- und Strugatal (Postkarten vom Anfang des 20. Jahrhunderts)



Wie wichtig Rahmel in den ersten Jahren seiner urkundlich dokumentierten Geschichte geworden war, lässt sich daran ablesen, dass der bereits erwähnte Herzog Mestwin II. bei einer seiner üblichen Reisen durch das Land im Jahr 1285 den Ort besuchte. Während seines Aufenthalts stellte er ein Dokument aus, das die Über-eignung mehrerer Dörfer in der Nähe von Putzig an die Zisterzienser bestätigte.

Auch unter der Herrschaft des Deutschen Ordens im 14. Jahrhundert behielt Rahmel seine Bedeutung. Ein Großes Privileg für den Zisterzienserorden aus Oliva aus dieser Zeit beschreibt die Grenzen der Siedlung so detailliert, dass sich erstaunliche Parallelen zu den heutigen Stadtgrenzen erkennen lassen.

Trotz großer politischer Veränderungen und selbst nach dem Übergang Pommerellens an das Königreich Polen im Jahr 1466 blieb der Ort bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Eigentum der Zisterzienser. Erst mit der Ersten Teilung Polens 1772, in deren Folge das Dan-

ziger Pommern unter die Herrschaft des Königreichs Preußen fiel, endete diese Ära: Das ehemalige »Königliche Preußen« wurde in »Westpreußen« umgewandelt. Die neuen Behörden entzogen den Zisterziensern daraufhin das Land und trennten das Dorf adminis-trativ vom Klostervorwerk, das nun verpachtet und 1819 an private Eigentümer verkauft wurde.

Ein Dorf wird zum Kurort

Dies blieb nicht die einzige wichtige Änderung in der Region. Auch die industrielle Revolution rüttelte das verschlafene Dorf im 19. Jahrhundert auf, mit großen Auswirkungen auf das Gebiet der modernen Stadt. Der Aufschwung begann 1870 mit dem Bau der Eisenbahnlinie und der Eröffnung der Bahnhaltestelle »Rahmel-Sagorsch« ein Jahrzehnt später – die Eisenbahn brachte nicht nur Güter, sondern auch Touristen und Kurgäste.

Besonders das malerische Schmelztal, eine Geländeformation im Süden der heutigen Stadt, wo der Sagorschbach (Zagórska Struga) durch bewaldete Moränenhügel fließt, zog Gäste an, vereinte es doch die Vorzüge einer Berglandschaft und eines Küstenortes. In den letz-

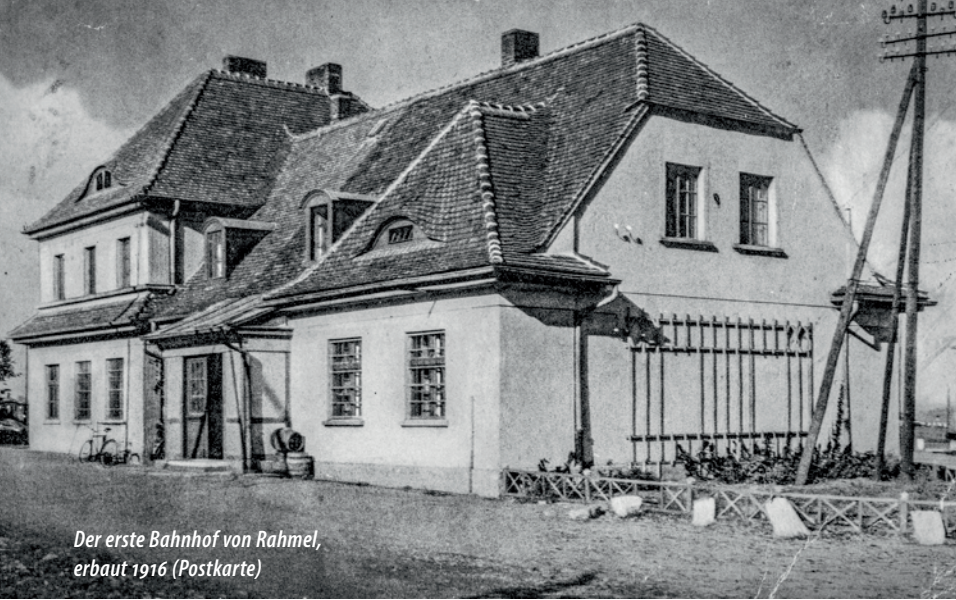


Denkmal auf dem Gelände der ehemaligen Zisterzienserkirche zur Erinnerung an den Besuch von Herzog Mestwin II. im Jahre 1285

Ansicht der katholischen Kirche von Südwesten – (Postkarte vom Anfang des 20. Jahrhunderts)



QUELLE: STADTMUSEUM RAHMEL



Der erste Bahnhof von Rahmel,
erbaut 1916 (Postkarte)

ten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begann man in der Gegend mit dem Bau von Hotels, Pensionen und Restaurants; auf einem der Hügel wurde ein Aussichtsturm errichtet, Wanderer eroberten die zahlreichen Waldwege zur aktiven Erholung.

Um die Jahrhundertwende waren das HOTEL SCHMELZTHAL und das HOTEL CLAASSEN die beliebtesten Adressen im Kurort Sagorsch. Das erste befand sich in einem Wirtshaus aus dem 18. Jahrhundert, direkt an der Kreuzung des Sagorschbachs mit der Chaussee zwischen Danzig und Neustadt. Direkt gegenüber, an der heutigen Sobieskiego-Straße, erweiterte Eduard Claassen 1903 ein Gartencafé um eine eindrucksvolle zweistöckige Villa, die bis heute als Hotel dient.

Luftfahrt und Aufbruch

Der Erste Weltkrieg beendete diese vom Fremdenverkehr geprägte Phase rasch, doch nach der Rückkehr zum nach Kriegsende wiedergegründeten polnischen Staat folgte bereits ein nächster Schub der Stadtentwicklung: Der Bau der Hafenstadt Gdingen, die größte Investition in der Geschichte des Landes, ließ das nahegelegene Rahmel im »amerikanischen Tempo« mitwachsen – die Einwohnerzahl der Siedlung stieg an, und die gesamte Infrastruktur expandierte.

Bereits in den 1920er Jahren entstand in Rahmel ein Flugplatz. Er entwickelte sich von einer militärischen Anlage über einen Sportflughafen hin zu einem vollwertigen Verkehrsflughafen (1935), der zunächst Inlandsverbindungen nach Warschau und Krakau bediente, vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges konnte man von Rahmel



Ein Flugzeug
der Firma
LOCKHEED
auf dem
Rollfeld des
Flughafens
Rahmel,
nach 1935



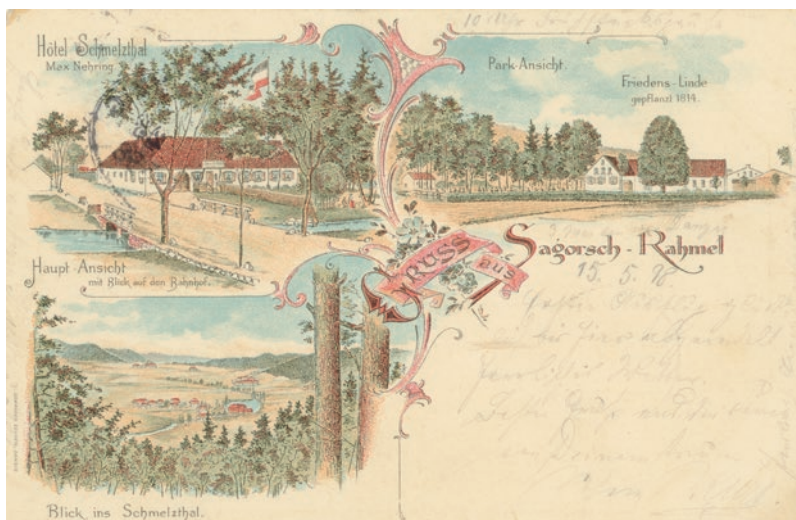
QUELLE: STADTMUSEUM GDYNIA

aus aber auch nach Rom, Kopenhagen oder Wien fliegen. Sogar ein Montagewerk für amerikanische Lockheed-Flugzeuge war hier angesiedelt, die Einzelteile wurden an Bord polnischer Transatlantikliner importiert. Der Flugplatz gilt zudem als die Wiege vieler Sportflieger, die später als Piloten für die polnische Jagdstaffel der ROYAL AIR FORCE (RAF) kämpften, unter anderem in der sogenannten Luftschlacht um England.

Krieg und Zerstörung

Mit dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 wurde Rahmel aufgrund seiner strategischen Lage und des Flughafens unmittelbar zum Ziel deutscher Angriffe. Nach blutigen Kämpfen im Vorfeld von Gdingen mussten sich die letzten polnischen Soldaten am 12. September zurückziehen.

Nach dem Ende des polnischen Verteidigungskrieges (1939) und der deutschen Besatzung des Landes wurde Rahmel schrittweise militarisiert: Der Flughafen wurde zum Luftwaffenstützpunkt umgewandelt (eine zivile Nutzung war damit ausgeschlossen) und innerhalb der Stadtgrenzen, auch in Schulgebäuden, eröffneten Werke zur Herstellung von Flugzeugteilen und -zubehör, in denen überwiegend Häftlinge des örtlichen Arbeitslagers Zwangsarbeit leisteten. Doch auch der Widerstand war präsent – Partisanen der Organisation GRYF POMORSKI [Pommerscher Greif] und Späher der SZARE SZEREGI [Graue Reihen] sammelten vor Ort Geheimdienstinformationen und verübten Sabotageakte.



Das HOTEL SCHMELZTHAL auf einer Ansichtskarte vom Anfang des 20. Jahrhunderts



*Mitarbeiter des
Technischen
Services vor einer
LOCKHEED
(Foto aus
der Sammlung
von Andrzej
Zarudzki)*

Ab 1943 wurde Rahmel zum Ziel alliierter Bombenangriffe, die den Flughafen 1944 völlig lahmlegten und damit das Produktionspotenzial der umliegenden Unternehmen erheblich einschränkten. Auch im Jahr 1945 dauerten die Kämpfe – wie bereits 1939 – mehrere Tage an und brachten erneut große Zerstörungen mit sich, bis sich die deutschen Soldaten nach Gdingen zurückzogen. Diese dunklen Jahre zwischen 1939 und 1945 dokumentiert heute ein kleines, 2023 eröffnetes Militär-Freilichtmuseum. Zu den Spuren, die die Kriegsgeschehnisse hinterlassen haben, gehört auch eine deutsche Flugabwehrbatterie in dessen unmittelbarer Nähe, die inzwischen zivilen Zwecken dient.

Neuanfang und Identität

Die Verleihung der Stadtrechte im Jahr 1954 – bemerkenswerterweise genau zum 730. Jahrestag der ersten historischen Erwähnung des Ortes – markierte den Beginn einer neuen Ära für Rahmel. Aufgrund der Nähe zur Dreistadt und zahlreicher dort ansässiger Industrieanlagen wählten nun immer mehr Menschen die neu gegründete Stadt als ihre Heimat. Dies lag vor allem darin begründet, dass der Erwerb einer Wohnung oder eines kleinen Wohngrundstücks in Rahmel wesentlich erschwinglicher als in Danzig war – Wohngrundstücke wurden dabei auch auf dem parzellierten Gelände des ehemaligen Flughafens angelegt, da dieser nach 1945 nicht wiedereröffnet wurde.

Während der kommunistischen Zeit (1945–1989) wuchs die Stadt rasant, oftmals jedoch recht chaotisch – die Kommunalverwaltung, die den Zentralbehörden streng unterstellt war, funktionierte schlecht, was zudem dazu führte, dass die Bewohner nur begrenzte Möglichkeiten hatten, Einfluss auf ihr Umfeld zu nehmen. Der Zustrom von Menschen wurde seit den späten 1970er Jahren nicht zuletzt durch große Investitionen in die Wohnungsinfrastruktur verstärkt: auch die ehemaligen Bauernwiesen und Weiden wurden zu Wohnsiedlungen, mit eigenen Schulen, Kliniken und Geschäften – histori-

sche Bausubstanz musste den neuen Wohnanlagen oftmals weichen. All dies trug zum Verlust der lokalen Identität bei. – Dennoch blieben einige wertvolle Zeugnisse erhalten, wie ein Gutshof-Komplex aus dem 18. Jahrhundert namens *Dworek pod Lipami* [Herrenhaus unter den Linden], in dem früher die Besitzer einer Schmiede bzw. seit 1887 einer Holzwerkstatt wohnten; und vor allem auch die bereits erwähnte Ruine der Zisterzienserkirche aus dem 15. oder 16. Jahrhundert. Vom mittelalterlichen Gotteshaus sind zwar nur ein Fragment des Presbyteriums und eine der Kirchenschiffwände erhalten geblieben, bilden aber doch ein ausgesprochen wertvolles Denkmal.

In den letzten drei Jahrzehnten hat Rahmel sich ebenfalls weiterentwickelt. Die gute Anbindung an die Dreistadt und die malerische Lage führen dazu, dass auch weiterhin immer mehr Menschen diesen Ort als ihr neues Zuhause wählen, wobei das Interesse der Bewohner an lokalgeschichtlicher Bildung und Identität stark zugenommen hat. Auch die Kommunalverwaltungen und eine regionale Gruppe von historisch Interessierten engagieren sich seit mehreren Jahren für die Stadtgeschichte. Verschiedene kulturelle und soziale Initiativen wurden begründet: Die jüngste davon ist – wie WP in der Ausgabe 3/2025 berichtet hat – die Einrichtung eines örtlichen Museums, das Relikte, Zeugnisse und Erinnerungsstücke sammelt, die an die jahrhundertealte Geschichte von Rahmel erinnern.

st Magdalena Pasewicz-Rybacka

GELUNGENE KONVERSION Auf dem Markowc-Berg entstand 2023 im Zuge eines umfangreichen Revitalisierungsprojekts eine weitere Attraktion für die Bewohner und Besucher der Stadt: ein 20 m hoher Aussichtsturm, der einen weiten Blick auf die Stadt bis hin zum Hafen und der Werft von Gdingen bietet. Diese strategisch günstige Anhöhe diente einst militärischen Zwecken. Nach der Besetzung des Landes errichtete die deutsche Wehrmacht hier eine Flugabwehrbatterie, ausgestattet mit Geschützen, Radar- und Entfernungsmessgeräten sowie einem Gefechtsstand und Beobachtungsposten. Überreste dieser Anlage sind auch heute noch rund um die Bergkuppe sichtbar; dazu gehören die Trümmer des ehemaligen Kommandobunkers, der nach dem Krieg gesprengt wurde.

Die Neugestaltung dieses Areals integriert die Geschichte auf kreative Weise: Wo einst der massive Fundament-Sockel stand, fordert heute eine anspruchsvolle Kletterwand Sportbegeisterte heraus. Ergänzt wird das Projekt durch ein Amphitheater, einen Waldseilpark und einen Outdoor-Fitnessbereich mit speziellen Stationen für Kinder.



Das modern gestaltete Areal auf dem Markowc-Berg aus der Vogelperspektive

EINE BERÜHMTHEIT AUS FACHWERK UND ZIEGELSTEIN

Die wechselvolle Geschichte des Vorlaubenhauses in Rosenberg (bei Praust)



Einige renommierte Reiseführer geben ihren Lesern die ausdrückliche Empfehlung, bei den Erkundungen des Weichselwerders ein Baudenkmal zu beachten, das in Rosenberg – an der Nationalstraße 91 zwischen Danzig und Dirschau – steht: ein Vorlaubenhaus, das mit seinem Fachwerk und dem hölzernen Ständervorbau als traditioneller Haustyp für die Region charakteristisch ist. Dieses Gebäude soll hier ebenfalls besichtigt werden, allerdings nicht nur oberflächlich, bei einem kurzen Zwischenhalt, sondern quasi von innen, in seiner differenzierten Bau- und Besitzergeschichte.

*Das Vorlaubenhaus in Różyń
von der Hauptstraße aus
(2018) – der Gartenzaun geht
auf die zweigeteilte Nutzung
des Gebäudes und Grundstücks
zwischen 1951 und 2023 zurück.*

Rosenberg (Różyń) – ein Dorf in der Woiwodschaft Pommern, Landkreis Danzig, Gemeinde Hohenstein (Pszczółki), an der Grenze zwischen Kaschubei, Danziger Höhe und Werder gelegen. Im Dorf gibt es eine römisch-katholische Kirche aus dem 17. Jahrhundert, die in mit Ziegeln ausgemauertem Fachwerk errichtet wurde, und mehrere alte Gebäude, von denen das charakteristische Vorlaubenhaus, das direkt an der Straße Gdańska 47 und 49 (früher Rosenberg Nr. 32, dann Nr. 17) steht, besonders hervorsticht. Wie die Kirche ist auch dieses Haus im Denkmalregister eingetragen.

DER BAU

Das einstöckige Wohngebäude wurde auf einem rechteckigen Grundriss errichtet. Das Holzfundament der Außenwände ruht auf einem Steinfundament. Die Fachwerkkonstruktion des Hauses, die durch zwei horizontale Riegel* pro Stockwerk verbunden

ist, wurde vollständig mit Ziegeln ausgefüllt, was mit Blick auf die im Gebiet des Weichsel-Nogat-Deltas (Werder) und in der näheren Umgebung erhaltenen Vorlaubenhäuser eine Besonderheit darstellt. Die Backsteinelemente der Fassade des gesamten Gebäudes wurden vollständig mit weiß gestrichenem Putz überzogen. Das Gebäude hat einen Vorlaubenanbau, der von 6 Säulen getragen wird, welche durch profilierte Kopfbänder stabilisiert sind. Die unterschiedlich geformten Vorlaubenriegel sind ebenfalls ein charakteristischer Teil des Hauses. Auf der Westseite hat das Gebäude zwei Anbauten, die zu unterschiedlichen Zeiten errichtet wurden.

DIE DATIERUNG

Über die Datierung des Gebäudes gibt es keine einheitliche Meinung. Man geht davon aus, dass der Bau aus dem Jahr 1784 stammt, da sich dieses Datum im oberen Abschlussfeld einer barocken Innentür des Hauses befindet. Einige Forscher bezweifeln dies allerdings und behaupten, dass die Tür aus einem anderen Gebäude stamme. Außerdem wird in der Chronik von Ohra (Orunia) ein großer Brand

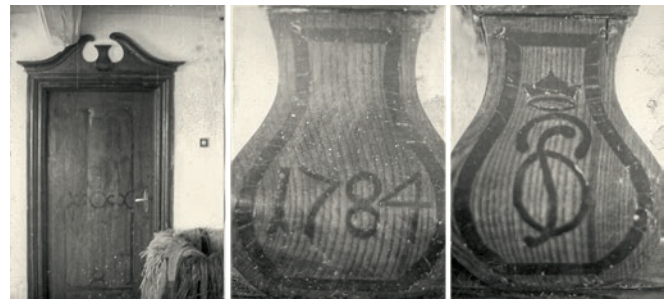
* Riegel im Fachwerkbau sind waagerechte Holzbalken, die zwischen vertikalen Ständern (Pfosten) verlaufen, um die Gefache zu unterteilen und die Struktur zu stabilisieren.

erwähnt, der das Dorf Rosenberg im Jahr 1813 verwüstete, was darauf hindeuten könnte, dass das Gebäude nach diesem Ereignis errichtet wurde. – Das Vorlaubenhaus ist zwar bereits auf Plänen von 1820 und später zu sehen, was allerdings nicht zu belegen vermag, dass es aus dem späten 18. Jahrhundert stammt. Zahlreiche Beispiele von Hauländer-Gebäuden mit ähnlicher Architektur sind freilich sowohl vom Ende des 18. als auch aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erhalten.

Der Balken des Fundaments direkt auf dem Feldstein, ohne zusätzliche Ziegelschicht, könnte darauf hinweisen, dass das Gebäude spätestens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet wurde, während die einflügelige Doppeltür des Haupteingangs tatsächlich auf das Ende des 18. Jahrhunderts hinweisen könnte. Auch die gewölbten Keller des Hauses, die über die gesamte Länge der Räume aus handgefertigten Ziegeln errichtet wurden, würden die These stützen, dass das Gebäude nicht erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut wurde, denn zu dieser Zeit begannen sich schon maschinell gefertigte Ziegel auf dem Markt durchzusetzen. Beliebter wurde in dieser Zeit auch die sogenannte »Preußische Kappendecke« (eine Deckenkonstruktion aus aneinandergereihten flachen Segmenttonnengewölben), wie sie dann im Anbau zu finden ist. Eine eindeutige Entscheidung darüber, ob das Haus 1784 oder nach 1813 erbaut wurde, wäre nach einer dendrochronologischen Untersuchung möglich.

HISTORISCHER KONTEXT: FAMILIE OHL

Um die Frage nach der Entstehungszeit zu klären, ist es wichtig, den historischen Kontext zu betrachten, in dem dieses Haus erbaut wurde. Rosenberg war ein Gratial-Gut. Es besaß zwar weder einen Herrsitz noch ein Vorwerk, seit der Zeit des Deutschen Ordens gab es hier zumindest aber kleine Gehöfte. Der Schulze und die Bauern des gepachteten Landes hatten Pflichten gegenüber dem Orden. In der polnischen Zeit wurde das Dorf auf Lebenszeit an reiche Bürger und Adelige verpachtet. Im Jahr 1638 beschloss der neue Pächter Georg von Dembiński (Wappen Rawicz), 30 Huben bzw. Hufen (Lahn) des

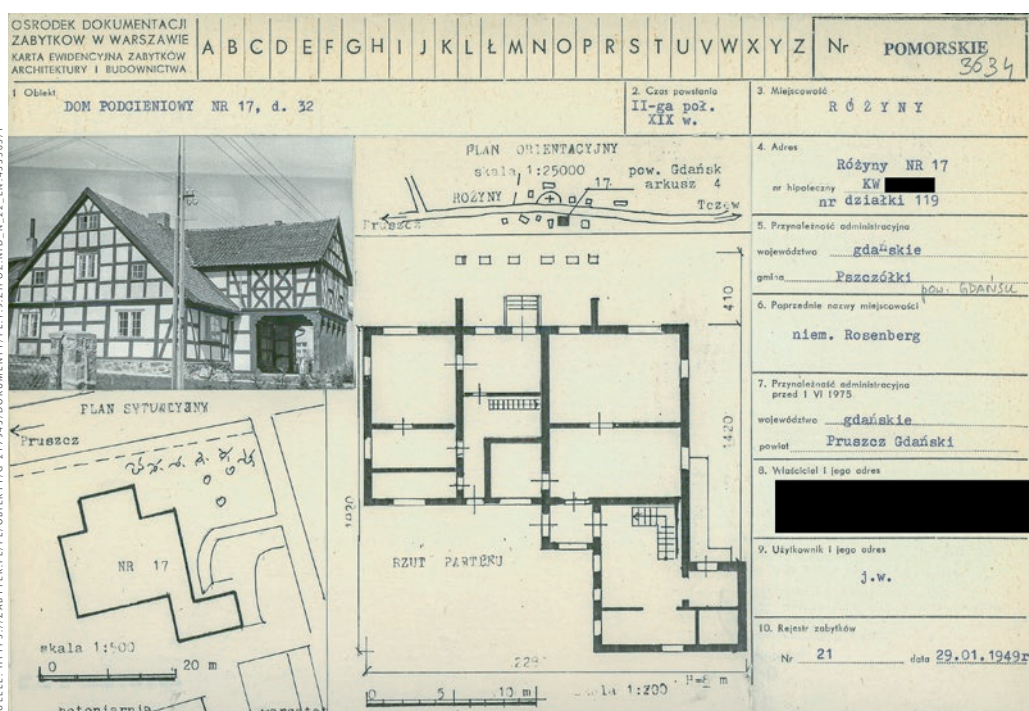


Links eine der beiden barocken Innentüren, an denen sich auf dem Hochabschluss der Türrahmen Felder mit einer Jahreszahl (1784) bzw. Initialen (PO) befinden.

Dorfes an sieben Bauern aus der Umgebung zu verpachten, die verpflichtet waren, eine jährliche Grundrente in Höhe von 1.000 Gulden zu zahlen. Von den verbleibenden 10 Huben gehörten vier dem Pfarrer und sechs bildeten die so genannte »Freie Schulzerei«. Die Bauern benutzten Gemerke, um ihre Ländereien zu bezeichnen, sie verrichteten keine Fronarbeit und hatten das Recht, Bier zu brauen.

Die Erbpachthöfe waren unterschiedlich groß. Der größte bestand zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus sechs Huben und am Ende dieses Jahrhunderts aus fünf Huben. Er befand sich seit mindestens 1657 im Besitz der Familie Ohl, einer lutherischen Familie. Dabei war der Hof über lange Zeit im Besitz von männlichen Nachkommen, die denselben Vornamen trugen: Peter Ohl, der oft auch das Amt des Dorfschulzen innehatte. Der letzte von ihnen wurde am 13. November 1757 geboren und heiratete im Alter von knapp 42 Jahren die katholische Christine Catharine König (1776–1854), die ebenfalls in Rosenberg lebte. Die Hochzeit der beiden wurde am 25. Juli 1797 in der evangelischen Kirche in Rambeltsch (Rębielcz) gefeiert. Peter Ohl erhielt den Besitz des Anwesens jedoch erst 1823, obwohl seine Mutter bereits Anfang des 19. Jahrhunderts verstorben war.

Der erwähnte Peter Ohl ist eine Schlüsselfigur für die Entstehung des Vorlaubenhauses. Neben der Jahreszahl 1784, die – wie erwähnt – über der barocken Innentür steht, sind dort auch die Initialen »PO« eingearbeitet. Das genannte Jahr ist möglicherwei-

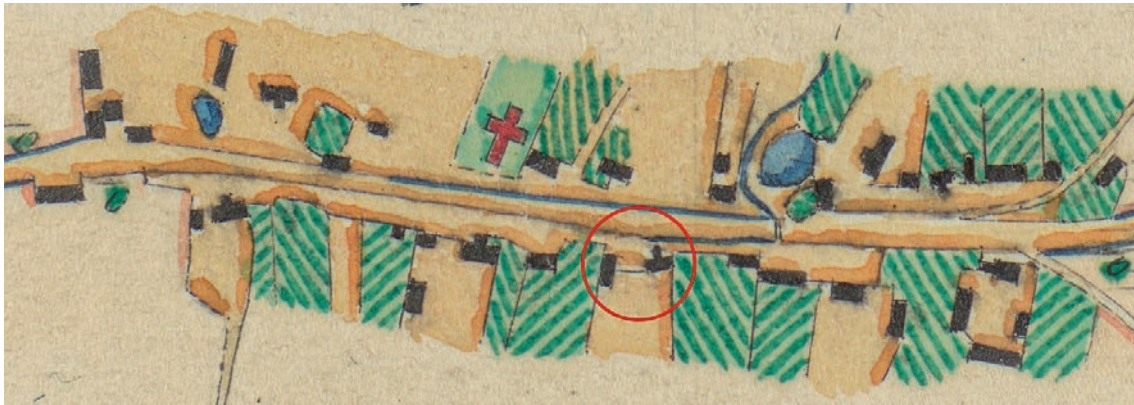


Denkmalregister-Karte



Haupteingangstür in der Ostwand des Vorlaubenhauses (zeitgenössische Ansicht)

FOTO: KAROL PLATA-NALBORSKI



Fragment einer Karte von 1820, die die Gebäude des Dorfes Rosenberg an der Straße von Danzig nach Dirschau zeigt. Der Hof eines Vorlaubenhauses ist mit einem roten Kreis markiert. Daneben, im nördlichen Teil, ist ein Nebengebäude zu sehen, das senkrecht zur Straße steht und vermutlich eine Scheune und einen Stall umfasst.

QUELLE: GEHEIMES STAATSARCHIV PREUSSISCHER KULTURBESITZ, SYGN. XI. HA, AKS ALLGEMEINE KARTENSAMMLUNG, D NR 50119, DANZIG-DIRSCHAU, SITUATIONSPLAN DER POST- UND LANDSTRASSE, 1820

se also doch kein Zufall, denn damals genehmigte der König von Preußen den Erbpachtvertrag des Dorfes Rosenberg vom 26. April 1783, zu dessen Unterzeichnern ausgerechnet Peter Ohl im Namen seiner verwitweten Mutter gehörte. Er war es auch, der den größten Erbpachthof in den folgenden Jahrzehnten bewirtschaftete. Selbst wenn das Vorlaubenhaus erst später, nach dem großen Dorfbrand von 1813, errichtet worden wäre, wäre dies noch zu seinen Lebzeiten erfolgt. Peter Ohl kann also als Initiator des Baus angesehen werden.

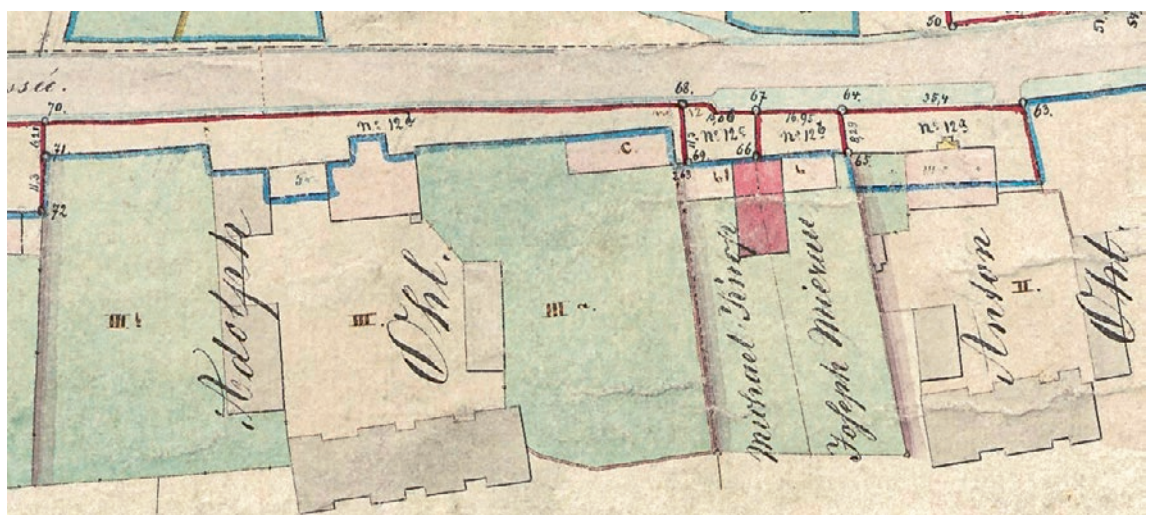
Nach Ohls Tod im Dezember 1829 ging die größte Erbpacht in Rosenberg in den alleinigen Besitz seiner Witwe Christine über, die mit Peter neun Nachkommen hatte. Als Bedingung für den Erhalt des Erbes musste sie 6.624,25 Thaler der Schulden zurückzahlen und sich gegenüber ihren minderjährigen Kindern verpflichten, sie bis zu ihrer Volljährigkeit zu erziehen, auszubilden und mit allem Notwendigen zu versorgen, und wenn eines von ihnen oder ihren Mündeln Interesse an der Landwirtschaft hätte, würde sie den Besitz gegen Bezahlung aufgeben. August Adolph Ohl (1818–1896), das jüngste Kind von Christine und Peter, wurde 1844 der nächste Erbpächter gegen eine Summe von 10.000 Thalern und eine Leibrente für seine Mutter. Sechs Jahre später wurde die Emphyteuse, das Bindungsverhältnis der Erbpacht, in Eigentum umgewandelt.

Nach einer Statistik von 1858 bestand das Gut noch aus fünf kulmischen Huben und war das größte im Dorf. Nach der Einführung des Katasters und der Neuberechnung der Gesamtfläche nach den neuen Maßeinheiten betrug diese genau 105,91 ha. Vermutlich auf Initiative von Adolph Ohl wurde der Hof des Anwesens umgestaltet,

neue Wirtschaftsgebäude wurden errichtet sowie auf der Hofseite ein offener Laubengang durch eine Veränderung des Neigungswinkels und eine Verlängerung der Dachneigung weit über die Westwand des Hauses hinaus gebaut. 1874 kaufte Ohl dann von einem Nachbarn 50,86 ha Land in Rosenberg für 69.000 Mark. Außerdem erwarb er mehrere Dutzend Hektar im benachbarten Schönwarling (Skowarcz). Im Jahr 1891 belief sich sein gesamter Grundbesitz auf 198 ha (128 ha Acker und 70 ha Wiesen).

Adolph Ohl bekleidete im Amtsbezirk Langenau (Łęgowo) zahlreiche Ämter: er war Stellvertreter des Amtsvorstehers (1874–1877), Stellvertreter der Standesbeamten (1874–1877), Amtsvorsteher (1877–1881) und Standesbeamter (1877–1883). Diese Ämter gab er aus Krankheitsgründen auf. Nach dem Tod seiner Frau Auguste, geb. Hochschulz (1821–1890), verkaufte er das Vorlaubenhaus in Rosenberg mitsamt dem Bauernhof für die Summe von 33.000 Talern an seinen Sohn Eduard Alvin Ohl (1858–1942), der bereits das Familienvermögen verwaltet hatte. Dieser trat 1894 die Nachfolge seines Vaters als Schiedsmann für den Amtsbezirk Langenau an und führte fünf Jahre später einen Landtausch mit Johannes Ohl aus Rosenberg (einem Vertreter des katholischen Zweigs der Familie) durch, bei dem er unter anderem zusätzliche Gebäude erhielt, die Anbaufläche seines Anwesens jedoch leicht verkleinerte. Am 9. September 1899 trat Eduard Alvin Ohl in die Freimaurerloge »Friedrich zum unauslöschlichen Gedächtnis« in Dirschau ein, wobei er nie über den Rang eines Lehrlings hinausgekommen ist.

Ausschnitt aus einem Plan des Dorfes Rosenberg aus dem Jahr 1867, der den Innenhof des Vorlaubenhauses in der heutigen Gdańska-Straße 47/49 (»III. Adolph Ohl«) und die südlich angrenzenden Grundstücke zeigt.



QUELLE: STAATSARCHIV DANZIG, KOLEKCJA POMORSKICH PLANÓW I MAP, SYGN. 1126/17, ROZNYNY, POW. GDAŃSKI, PLAN WSI.



*Blick auf die Westfassade:
Ziegelsteinanbau aus dem Jahr 1906,
auf einem Foto aus den 1980er Jahren*

GEBÄUDE- UND GUTSGESCHICHTE IM 20. JAHRHUNDERT

Im Jahr 1906 wurde an der Südwestseite des Vorlaubenhauses der bereits erwähnte massive unterkellerte Anbau mit Abortanlagen errichtet. Nach einer Statistik aus dem Jahr 1912 umfassten die Ländereien von Eduard Alvin Ohl in Rosenberg und Schönwarling insgesamt 195 ha (123 ha Acker, 58 ha Wiesen, 12 ha Weiden und 2 ha Unland), für die der Eigentümer 3.558 Mark Grundsteuer zahlte. Der Hof hatte mindestens seit Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts einen Telefonanschluss. Aus dem Mitglieder-Verzeichnis der Dirschauer Freimaurer für 1918/19 erfahren wir, dass er damals als Stellvertreter des Amtsvorstehers für den Amtsbezirk Langenau und als erster Schöffe in Rosenberg tätig war. Knapp sechs Monate nach seinem 60. Geburtstag beschloss Eduard Alvin, seinen Hof zu verkaufen. Am 17. März 1919 unterzeichnete er einen Notariatsvertrag mit der Deutschen Bauernbank für Westpreußen in Danzig. Die Transaktion belief sich auf 510.000 Mark, einschließlich der Rückzahlung eines Teils der Hypotheken.

Die Bank begann erst nach sieben Jahren mit der Parzellierung des Gutes. Der Hauptteil, bestehend aus 48,14 Morgen Land in Rosenberg (mit dem Vorlaubenhaus) und 66,6 Morgen Land in Schönwarling, wurde 1926 von Max Schlicht aus Rosenberg erworben. Der Kaufpreis bestand aus einer Jahresrente an die Bank von zehn Danziger Gulden pro Jahr und dem Restbetrag von insgesamt 73.000 Danziger Gulden. Nach mehreren Landübertragungen wurde die Fläche des Anwesens 1930 schließlich auf 52,82 ha festgelegt. Da die Bank irgendwann zu dem Schluss kam, dass Schlicht nicht in der Lage war, den Hof zu bewirtschaften, da es ihm an landwirtschaftlichen Kenntnissen mangelte und er die Schulden auf dem Anwesen erhöhte, war er zum Verkauf gezwungen. 1937 wurde ein Vertrag mit Katharine Maack, geb. Hansen, aus Zoppot (Sopot) unterzeichnet. Ihr Ehemann, Berthold Maack (1898–1980), war ein bekannter Nazi-Aktivist. Vom 1. November 1935 bis zum 15. April 1938 war er Leiter und Brigadeführer des SS-Bezirks XXVI (SS-Abschnitt) in der Freien Stadt Danzig.

Vermutlich im Zusammenhang mit Berthold Maacks Umzug nach Dortmund unterzeichnete Katharine Maack am 12. Juli 1939

einen notariellen Kaufvertrag mit dem Danziger Ernst Eduard Heinrichs, wobei dieser 195.000 Danziger Gulden für das Vorlaubenhaus und den Hof bezahlte. Die Familie Heinrichs verließ Rosenberg in den ersten Monaten des Jahres 1945 wegen der herannahenden Roten Armee. Nach dem Krieg wurden die Ländereien in Rosenberg dann vom polnischen Staat parzelliert und in den nächsten Jahren an Umsiedler, unter anderem aus dem östlichen Grenzgebiet, vergeben. Ernst Eduard Heinrichs erhielt von der deutschen Regierung eine Entschädigung für den verlorenen Besitz.

* * *

In der Zwischenzeit wurde der Hofraum des Vorlaubenhauses geodätisch in zwei Teile geteilt und mit einer Schenkungsurkunde vom 10. Dezember 1951 zusammen mit dem dazugehörigen Land an zwei polnische Landwirte übertragen. Der südliche Teil des Vorlaubenhauses (heute Gdańska-Straße Nr. 47) wurde mitsamt dem Anbau und der Hälfte des Stalls und der Scheune sowie 8,79 ha Land an Julian Długosz-Kinkel übertragen. Der nördliche Teil des Hauses (heute Gdańska-Straße Nr. 49) und die andere Hälfte des Stalls und der Scheune sowie 8,37 ha Land gingen an Jan Gromada. Möglicherweise war er es, der den hinteren Laubengang in einen unansehnlichen Ziegelanbau umgewandelt und auch den Grundriss des Kellereingangs verändert hat.

Ernst Eduard Heinrichs' jüngerer Sohn Peter besuchte die Nachkriegseigentümer des Vorlaubenhauses in Rosenberg regelmäßig.

Im Jahr 1967 wurde das Gebäude einer Generalsanierung unterzogen. Unabhängig davon wurde es in den folgenden Jahrzehnten von seinen Besitzern immer wieder im Inneren renoviert und umgebaut, oft unter Missachtung der Grundsätze für den Erhalt historischer Bausubstanz. Das Gebäude blieb bis zum 20. November 2023 noch in zwei Teile geteilt – dann erwarben Barbara und Jacek Jackiewicz die beiden Immobilien und legten sie wieder zusammen. Die neuen Eigentümer bemühen sich nun, das gesamte Denkmal zu renovieren und zu revitalisieren, um ihm seinen früheren Glanz zurückzugeben.

 Karol Plata-Nalborski

Der Beitrag fußt auf dem folgenden polnischsprachigen Aufsatz des Autors: »Dom podcieniowy w Różnycach – badania historyczne« [Das Vorlaubenhaus in Rosenberg – historische Forschung], in: *Zasoby Wojewódzkiego Urzędu Ochrony Zabytków w Gdańsku* [Hilfsquellen des Woiwodschaftsamtes für Denkmalpflege in Danzig], Tczew 2025, S. 3–22.

Erinnerung, Herkunft, Zukunft

Eine deutsche Delegation würdigt das Erbe der deutschsprachigen Juden in Israel

Vom 27. bis 29. Oktober fand eine Delegationsreise der CDU/CSU-Bundestagsfraktion nach Israel statt, die durch den Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Dr. Bernd Fabritius, begleitet wurde. Anlass der Reise war die Wiedereröffnung des »Jeckes«-Museums an der Universität Haifa. Das Museum erinnert an das deutschsprachige jüdische Leben im 20. Jahrhundert, mit einem Schwerpunkt auf den deutschsprachigen Juden (Jeckes), die im Laufe des britischen Mandats über Palästina (1917–1948) vor allem Ende der 1920er und in den 1930er Jahre aus den Regionen Zentraleuropas in das Gebiet des heutigen Israels auswanderten oder durch den Terror des Nationalsozialismus vertrieben wurden. Hierunter waren auch viele jüdische Menschen aus den damaligen deutschen Ostgebieten sowie der Freien Stadt Danzig. Über lange Jahre hinweg bestand so in Israel auch eine eigene »Vereinigung ehemaliger Ost-Westpreußen und Danziger«.

Mitglieder der Delegation waren Klaus-Peter Willsch MdB, Vorsitzender der Arbeitsgruppe für Vertriebene, Aussiedler und deutsche Minderheiten der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und Stephan Mayer MdB, Mitglied im Auswärtigen Ausschuss des Deutschen Bundestages.

Gespräche zur Lage der Jeckes

Am 27. Oktober wurde die Delegation vom Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Israel, Steffen Seibert, zu einem Informationsgespräch in der Deutschen Botschaft Tel Aviv empfangen. Einen Schwerpunkt des Treffens bildete die kulturelle und religiöse Vielfalt Israels und damit verbunden auch die Rolle der deutschsprachigen Juden.

Bundesbeauftragter Fabritius führte aus:

Die Jeckes und ihre Nachkommen sind Zeitzeugen der dunkelsten Kapitel der Geschichte des letzten Jahrhunderts und gleichzeitig ein wichtiges Bindeglied zu unserem Kulturkreis. Viele von ihnen fühlen sich ihren kulturellen Wurzeln nach wie vor verbunden. Als solche können sie einen wertvollen Beitrag zu den deutsch-israelischen Beziehungen leisten und als Brückenbauer wirken.

In diesem Zusammenhang besuchte die Delegation auch die Geschäftsstelle der Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft, den

Bundesbeauftragter Dr. Fabritius (4. v. l.) im Gespräch mit Mitgliedern des Dachverbandes der Jeckes in Tel Aviv



Dachverband der Jeckes, in Tel Aviv. Im gemeinsamen Gespräch informierte sich die Delegation über die vielfältige Arbeit des Dachverbandes. In Israel leben laut Schätzungen etwa 200.000 Jeckes und deren Nachfahren.

Ausstellungseröffnung in Haifa

Am 28. Oktober wurde die Ausstellung »Jeckes – Deutsche Juden in Israel« feierlich eröffnet. Für die Bundesregierung hielt Karin Prien, Bundesministerin für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend, eine Eröffnungsrede. Botschafter Seibert nahm ebenfalls an der feierlichen Zeremonie teil. Die Ausstellung präsentiert aktuelle Themenstellungen und dokumentiert mit zahlreichen Fotos, Tagebüchern und Alltagsgegenständen das Leben, die Geschichte und Traditionen der Jeckes.

Die Ausstellung ist angesiedelt im Rahmen des Museums- und Archivprojekts des HAIFA CENTER FOR GERMAN AND EUROPEAN STUDIES (HCGES) der Universität Haifa. Sie soll langfristig ein Ort der Begegnung, Forschung und Erinnerung sein. Ziel ist es, neben einer Darstellung der Geschichte auch Impulse für Gegenwart und Zukunft zu setzen und Identitätsfragen in Bezug auf Herkunft, Ankunft und Zukunft des Personenkreises zu diskutieren.

Bundesbeauftragter Fabritius dankte »der Universität Haifa für diese historische Dokumentation und Aufarbeitung«; denn sie seien »gerade in Zeiten schwindenden Geschichtsverständnisses und aktueller Herausforderungen von hoher Bedeutung«. Ministerin Prien hob in ihrer Rede hervor, dass die Ausstellung ein Ort der Erinnerung und zugleich ein Ort der Begegnung zwischen Deutschland und Israel,



Feierliche Ausstellungseröffnung

zwischen Vergangenheit und Zukunft sei. Ihren Appell richtete sie an junge Menschen, die Ausstellung zu besuchen und sich mit dem historischen Erbe auseinanderzusetzen.

Im Vorfeld der Ausstellungseröffnung hatte die Delegation, begleitet durch

Vertreter der STIFTUNG VERBUNDENHEIT MIT DEN DEUTSCHEN IM AUSLAND (SVmDA), ein Gespräch mit Prof. Dr. Stefan Ihrig und Prof. Dr. Moshe Zimmermann im HCGES über die Bewahrung und die Perspektiven des historisch-kulturellen Erbes der Jeckes geführt. Die Stiftung untersucht derzeit in einem vom Bundesministerium des Innern auf Grund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages geförderten Projektes Strukturen und mögliche künftige Förderkonzepte für die Jeckes in Israel.

Kranzniederlegung in Yad Vashem

Im Rahmen der Reise legte Dr. Fabritius am 29. Oktober in einer bewegenden Geste der Erinnerung in der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem für die Bundesregierung einen Kranz nieder. Mit dieser Kranzniederlegung drückte er die tiefe Verpflichtung der Bundesrepublik Deutschland zur Erinnerung an die Opfer des Holocaust aus.

»Dieser Ort konfrontiert uns mit der dunkelsten Seite unserer Geschichte. Eine Frage bleibt von trauriger Aktualität: Wie konnte das geschehen? Wir dürfen als Gesellschaft nie wieder wegschauen, wenn sich Antisemitismus in welcher Form auch immer erneut Bahn bricht«, erklärte Fabritius im Anschluss. »Als Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten fühle ich mich besonders verantwortlich dafür, dass auch Minderheiten in Deutschland und Europa heute nicht nur Schutz, sondern ihren Platz als bereichernder Teil unserer Gesellschaft finden. Der Blick nach Jerusalem erinnert uns daran, wie schmerzlich die Folgen sind, wenn Menschen ausgegrenzt, verfolgt und ermordet werden.«

st BMI/WP

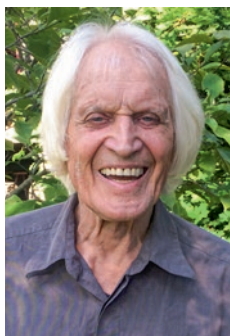
Theologe, Europäer, Comenianer

Manfred Richter zum 90. Geburtstag

Am 16. September 2025 hat Pfarrer i. R. Dr. Manfred Richter seinen 90. Geburtstag begangen – Anlass, einen Theologen, Pädagogen und Ökumeniker zu würdigen, dessen Lebensweg von der Idee der Verständigung zwischen Menschen, Kirchen und Nationen getragen ist.

Geboren 1935 in Stockheim (Kreis Heilbronn), studierte Richter Philosophie, Theologie und Pädagogik in München, Heidelberg, Göttingen und Tübingen. Als Pfarrer und Bildungsreferent wirkte er früh an der Schnittstelle von Kirche und Gesellschaft. Als Leiter des Berliner »Hauses der Kirche« und Direktor des Evangelischen Bildungswerks Berlin förderte er ökumenische, soziale und kulturelle Initiativen, oft über Grenzen hinweg – sei es im Dialog mit den Kirchen des Orients, mit orthodoxen Gemeinden in Berlin oder mit Partnern in Mittel- und Osteuropa. Diese Offenheit prägt auch seine wissenschaftliche Arbeit.

Seine zweite große Lebenslinie führt in das geistige Erbe Johann Amos Comenius' (1592–1670). Mit seinen Forschungen, insbesondere zur Bedeutung von Comenius im ostmitteleuropäischen Raum, hat Richter der Comenius-Forschung neue Impulse gegeben. In mehreren Monographien, darunter *Johann Amos Comenius und das Colloquium Charitativum in Thorn 1645*, erschloss er die theologischen und ökumenischen Dimensionen jenes Religionsgesprächs, das im Polen-Litauen des 17. Jahrhunderts ein frühes Modell christlicher Verständigung darstellte. Walter Kardinal Kasper hob hervor, Richter habe gezeigt, »dass das, was man heute Ökumenismus nennt, nicht die Spielwiese einiger naiver Optimisten ist, sondern einen Platz hat innerhalb des Ganzen neuzeitlicher Geistes- und Theologiegeschichte und einer von der Eschatologie ausgehenden universalen Sicht der Geschichte«.



Manfred Richter

Richter versteht Comenius nicht nur als Pädagogen, sondern als (ostmittel-)europäische Gestalt, in der sich böhmische, polnische, schlesische und niederländische Traditionen kreuzen – eine geistige Figur Europas *avant la lettre*. In seinem Vortrag beim Westpreußen-Kongress 2023 in Warendorf (»Comenius Elbinger Jahre und das Colloquium Charitativum«) zeichnete er nach, wie der aus Böhmen vertriebene Brüderbischof im damaligen Königlichen Preußen zum Vordenker religiöser Versöhnung wurde. Dabei zeigte sich, wie sehr Comenius' Lebensweg zwischen Lissa sowie Elbing und Thorn ein Zeugnis früher ökumenischer Verständigung bildete. Dass Richter Comenius' Ideen als bleibende Herausforderung versteht, bezeugen seine Studien über dessen Dialoge mit dem Kapuziner Valerian Magni – Texte, die er als »erste ökumenische Fundamentaltheologie« deutet. In ihnen erscheint Comenius als Visionär einer »versöhnten Christenheit«, deren Einheit in Vielfalt wurzelt – eine Formel, die Richter selbst lebt.

Denn Richter ist kein bloßer Theoretiker der Irenik. Seine persönliche Art – herzlich, neugierig, welt- und menschenoffen – macht ihn zu einem glaubwürdigen Zeugen gelebter Ökumene. Ob in Armenien, Polen oder Berlin-Neukölln, wo der Comenius-Garten an die comenianische Idee der »Allerziehung« erinnert: überall verbindet Richter Denken und Tun, Geschichte und Gegenwart, Glauben und Menschlichkeit.

So steht sein Lebenswerk im Zeichen jener Devise, die auch den Westpreußen-Kongress 2023 leitete: *Omnia sponte fluant, absit violentia rebus* – »Alles fließe von selbst, Gewalt sei ferne den Dingen«. Manfred Richter hat diese Haltung zu seiner eigenen gemacht – als Forscher, Theologe und als Mensch.

st Tilman Asmus Fischer

Erinnern, bewahren, gestalten als Auftrag

Stephan Mayer MdB ist neuer BdV-Präsident

Die Bundesversammlung des BUNDES DER VERTRIEBENEN (BdV) hat am 10. Oktober in der Bayerischen Landesvertretung in Berlin ein neues Präsidium gewählt. Neuer Präsident ist der Bundestagsabgeordnete Stephan Mayer, der mit 98 Prozent der Delegiertenstimmen gewählt wurde. Mayer folgt auf Dr. Bernd Fabritius, der den Verband seit 2014 geführt hat und nicht erneut kandidierte, um sich voll auf sein Amt als Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten konzentrieren zu können.

Stephan Mayer, 51, engagiert sich seit 2008 im BdV-Präsidium, seit 2016 als Vizepräsident. Aufgrund seiner familiären Wurzeln ist er der Sudetendeutschen Landsmannschaft eng verbunden und gehört dem Präsidium des Sudetendeutschen Rates an. Mit der Leitung eines bundesweiten Dachverbandes hat der ehemalige Parlamentarische Staatssekretär bereits



Stephan Mayer MdB

zwischen 2010 und 2018 als Präsident der THW-Bundesvereinigung Erfahrungen gesammelt. Bereits seit 2002 vertritt der Rechtsanwalt den Wahlkreis Altötting / Mühldorf am Inn als direkt gewählter Abgeordneter der CSU im Deutschen Bundestag.

Ich bin von dem in mich gesetzten Vertrauen tief bewegt. Der BdV bleibt ein unverzichtbarer Teil der politischen und kulturellen Identität unseres Landes. Er ist kein Bittsteller, sondern ein verlässlicher Partner der Politik mit Anspruch auf Umsetzung politischer Zusagen. Unser Auftrag bleibt: erinnern, bewahren, gestalten – für Frieden, Freiheit und ein geeintes Europa,

erklärte Mayer nach seiner Wahl.

Spontan trugen die Delegierten der Bundesversammlung auf Vorschläge aus ihrer Mitte sowie vom neuen Präsidenten hin dem scheidenden Präsidenten, Dr. Bernd Fabritius, die Ehrenpräsidentenschaft an. Fabritius nahm diese hohe Ehrung sichtlich gerührt an und dankte für das damit erneut zum Ausdruck gekommene Vertrauen.

st BdV



AUCH AM ENDE DIESES JAHRES stellt sich nicht ohne Weiteres jene innere Gelassenheit ein, die man gemeinhin mit dem Jahresausklang verbindet. Mehr noch als zuvor scheint sich das Gefühl zu verfestigen, dass die Herausforderungen unserer Zeit nicht abnehmen, sondern sich verdichten und ineinander verschränken. Entwicklungen, die noch vor wenigen Jahren als vorübergehend galten, haben sich verstetigt; neue Unsicherheiten sind

hinzugekommen. Die Lebensbedingungen wirken fragiler, und die komplexe Wirklichkeit entzieht sich mehr denn je einer einfachen Deutung oder gar verlässlichen Steuerung.

Vor diesem Hintergrund erscheint eine allzu gefällige, stimmungsvolle Bildsprache wenig angemessen. An ihre Stelle tritt eine photographische Ansicht des winterlichen Elbing: verschneit, in der Morgendämmerung, von jener stillen Strenge

geprägt, die sich an der Elbinger Weichsel in kalten Wintern einstellen kann. In dieser Zurückgenommenheit liegt eine Ruhe, die weder romantisch verklärt noch trostlos wirkt. Sie lädt dazu ein, Abstand vom Lärm des Alltags zu gewinnen und jene Zuversicht zu bewahren, die nicht aus großen Erwartungen erwächst, sondern aus der Erfahrung, dass auch Zeiten der Kälte und Erstarrung nicht das letzte Wort behalten.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Ihre Westpreußen-Redaktion



Fünf EMPFEHLUNGEN

FÜR MUSSESTUNDEN ZWISCHEN DEN JAHREN



Constantin Plaul und Karl Tetzlaff (Hrsgg.)

**Geschichtszeichen der Freiheit.
Deutungen der Friedlichen
Revolution in der Gegenwart**

Tübingen: Mohr Siebeck, 2025

375 S., Broschur € 24,00

SBN 978-3-16-163773-5

»Ist die Friedliche Revolution eigentlich historisch bedeutend? Und wenn sie bedeutend ist: Hat die Friedliche Revolution etwas Gutes gebracht? Ist das Leben vor der Friedlichen Revolution nicht vielleicht besser gewesen als das Leben danach? Oder steht die Revolution sogar noch aus und wir leben eigentlich immer noch unter totalitären Bedingungen?« – Mit diesen Fragen eröffnen die Herausgeber den Sammelband »Geschichtszeichen der Freiheit«, der aus einer Ringvorlesung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg hervorgegangen ist. Constantin Plaul und Karl Tetzlaff nehmen die vielstimmige, teils orientierungslose Gegenwartsdebatte über 1989 zum Anlass für »die kritische Erprobung eines normativen Deutungsangebots in Bezug auf 1989 – und zwar eines Deutungsangebots in grundsätzlich affirmativer Perspektive«. Sie wollen das Jahr der Friedlichen Revolution nicht verklären, wohl aber erinnern: als Geschichtszeichen im kantischen Sinn – als Ereignis, das »sich nicht mehr [vergisst]«, weil es den Freiheitswillen einer Gesellschaft sichtbar macht.

Joachim Gauck eröffnet den Band mit einem existenziell grundierten Rückblick. In seinem Essay »1989/90: Freiheit erringen, Freiheit gestalten« zeichnet er

den Weg »von der Sehnsucht nach Freiheit zur Erringung von Freiheit« nach – und setzt sich im Anschluss an Erich Fromm kritisch mit dem Phänomen einer »Furcht vor der Freiheit« auseinander. Gauck verbindet dabei Geschichts- und Gegenwartsdeutung mit theologischen Perspektiven. So legt er etwa christliche Glaubensgewissheiten frei, die die Akteure der Bürgerrechtsbewegung prägten, und setzt sie ins Verhältnis zum biblischen Zeugnis, namentlich Johannes 8,23 und der Exodus-Erzählung.

Mit dem Eröffnungsbeitrag Gaucks korrespondiert der abschließende Aufsatz von Marina Weisband, »Die Revolution der Würde. Der Maidan und seine Folgen«. Ihre Schilderung des Euromaidan 2013/14 liest sich wie eine Antwort auf Gauck: Wo er von der historischen Herausforderung spricht, Freiheit zu gestalten, erzählt sie von Menschen der jüngeren Gegenwart, die genau das gelernt haben: »Wir wollen keine Revolution mehr für einen neuen korrupten Politiker. Wir wollen eine Revolution für uns!« – das war der Euromaidan.« Aus dieser Erfahrung der Selbstorganisation erwächst jene »Ownership«, die Weisband der früheren »[e]rlern[n]e Hilflosigkeit« gegenüberstellt. Freiheit, so zeigt sie, wird nur dort lebendig, wo sie Verantwortung hervorbringt.

Gauck und Weisband rahmen vielfältige theologische, historische und philosophische Beiträge, die die Friedliche Revolution als bleibendes Deutungsangebot verstehen. Die Herausgeber fragen im Vorwort, »ob nicht in der Erinnerung an den Freiheitsgewinn vor 35 Jahren eine Quelle der Zuversicht in hoffnungslosen Zeiten zu finden ist«. Genau diese Quelle gelingt es ihnen freizulegen, indem in der Zusammenschau ein Panorama der Freiheit entsteht, das 1989 nicht als Datum des Abschlusses einer Entwicklung, sondern als für die Gegenwart wirkmächtiges Vermächtnis ins Licht setzt.

st Tilman Asmus Fischer



Anne C. Voorhoeve

Unterland

Ravensburg: Ravensburger, 2012

448 S., € 16,99 – ISBN 978-3-473-40074-4

Unterland – so heißt ein Teil der Insel Helgoland. – Am 18. April 1945 werden die ungefähr 2.000 Bewohner der Insel von den deutschen Behörden aufs Festland evakuiert, darunter die zwölfjährige Alice, die mit Großmutter, Mutter und dem ein Jahr älteren Bruder nach Hamburg kommt. Sie haben noch Glück, denn sie kommen in das unzerstörte Haus eines langjährigen Feriengastes, in dem allerdings neben der Besitzerin bereits mehrere Flüchtlingsfamilien leben. Im Laufe der Zeit wird sich herausstellen, dass manche der »echten« Flüchtlinge und Vertriebenen so manches Geheimnis mit sich herumtragen. Als der Krieg zu Ende geht, genießt Alice zunächst die Stille ohne nächtliche Bombenangriffe, aber sie versteht nicht, warum die Tommys nicht mit den Deutschen reden dürfen (Fraternisierungsverbot). Ihr Bruder überlegt: »Vielleicht gilt der Frieden nur für die, die gewonnen haben.«

Anschaulich schildert Alice das Leben im zerstörten Hamburg mit Hunger, Kälte, Plünderungen, Schwarzmarkt, Hamsterfahrten, Stromsperren, dem

Gebrauch von Brennhexe und Kochkiste, dem Warten auf Heimkehrer und Vermisste.

Die Suche nach dem »Verräter«, den die Geschwister dafür verantwortlich machen, dass die kampfbefreiende Übergabe der Insel scheiterte, was massive Bombardierungen und eben auch ihre Evakuierung zur Folge hatte, zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch.

Ohnmächtig müssen sie mit den übrigen Helgoländern von Cuxhaven aus zusehen, wie die Briten im April 1947 die Insel in die Luft sprengen wollen. Doch der Plan geht nicht auf: Der poröse Sandstein sorgt dafür, dass durch die Sprengung zwar die Südspitze zerstört und die Nordspitze erheblich beschädigt wird, Unter- und Oberland jedoch erhalten bleiben.

Alle Helgoländer eint der unbändige Wille, eines Tages wieder auf ihre Insel zurückzukehren, allen Bemühungen der Behörden zum Trotz, die Inselbewohner in 150 Orten in Norddeutschland neu anzusiedeln. Die *Helgoländer Zeitung*, eine Initiative des späteren Kinderbuchautors James Krüss, bildet ein wichtiges Bindeglied zwischen den Menschen. Am 1. März 1952 geben die Briten Helgoland wieder an die Bundesrepublik Deutschland zurück, die Bewohner dürfen nach sieben Jahren zurückkehren und ihre Insel wieder aufbauen. Lesenswert!

st Heidrun Ratza-Potrykus



Benjamin Koppel

Annas Lied

Roman, übersetzt von Ulrich Sonnenfeld

Frankfurt: S. Fischer, 2024

528 S., geb., € 24,00 – ISBN 978-3-10-397623-6

»Lehre mich doch, dass mein Leben ein Ziel hat.«

Anna träumt davon, ihrer Leidenschaft für das Klavierspielen zu folgen, sie liebt die Musik des Komponisten Brahms und strebt dem von ihm formulierten Motto nach. Doch Pianistin zu werden ist für ein Mädchen, das 1921 in eine traditionsbewusste Einwandererfamilie geboren wird, nicht vorgesehen. Ihre aus einem polnischen Shtetl kommenden, eher zufällig in Dänemark sesshaft gewordenen Eltern, deren Denken und Handeln durch konventionelle Prägungen ebenso wie durch jüdische Emotionalität bestimmt wird, hoffen auf sozialen Aufstieg und drängen Anna in eine arrangierte Ehe, während die Söhne sich erfolgreich den elterlichen Vorstellungen widersetzen. Dass auch die talentierte Tochter am Kopenhagener Konservatorium aufgenommen wird, beeindruckt die Eltern nicht, denn

für sie steht außer Frage, dass ein gelingendes Leben für ein Mädchen nur als Mutter und Hausfrau denkbar ist. Das geheime Engagement Annas im dänischen Widerstand gegen die Nationalsozialisten, das die Eltern voller Sorge sehen, versuchen sie zu unterbinden, und die Liebe zu dem jungen Dänen Aksel verbieten sie der Tochter.

Nach einer dramatischen Flucht der Familie ins schwedische Exil beginnt für Anna in Paris an der Seite ihres Ehemannes ein neuer Lebensabschnitt. Ihre Träume muss sie zurücklassen, nur die Musik und die Briefe ihrer großen Liebe begleiten sie, als Bevormundung, Misstrauen und Lieblosigkeit in ihr Leben einziehen. Erneut fügt sie sich, erfüllt die familiären Erwartungen, wird Mutter, trägt die Konsequenzen von Vereinbarungen, die gegen ihren Willen getroffen worden waren. Erst im Alter gelingt es Anna, ihr Lebensziel neu zu definieren und ihre Lebensfreude wieder zu entdecken.

Der vielfach ausgezeichnete dänische Komponist und Musikproduzent Benjamin Koppel zeichnet in *Annas Lied* in großartiger Weise das Jahrhundertleben seiner Tante nach, einer mutigen, auf ganz eigene Art selbstbewussten Frau, die zwischen Pflichterfüllung, Enttäuschung und Hoffnung ihren Weg findet, gestärkt durch die heilende Kraft der Musik. **st** *Annegret Schröder*



Valery Tscheplanowa

Das Pferd im Brunnen

Hamburg: Rowohlt, 2023

192 S., geb., € 22,00 – ISBN: 978-3-499-01231-0

Die Schauspielerin Valery Tscheplanowa ist auf den deutschsprachigen Bühnen zu Hause und auch aus

Filmen bestens bekannt. Vor zwei Jahren überraschte sie mit ihrem Debüt als Schriftstellerin, und es empfiehlt sich durchaus, den kleinen Roman *Das Pferd im Brunnen*, in dem sie ihre Familiengeschichte auf eine beachtenswerte wie ansprechende Art zu schildern weiß, nochmals zur Hand zu nehmen.

Die Autorin blickt zurück auf das Land an der Wolga, in die Stadt Kasan, wo sie 1980 geboren wurde und aus der sie als Achtjährige mit ihrer Mutter nach Deutschland auswanderte. Nachdem sie die Fragen nach ihren familiären und kulturellen Wurzeln zunehmend umgetrieben hatten und der Wunsch übermächtig geworden war, sich wieder der russischen Sprache zu bemächtigen, war sie mit 17 Jahren schon einmal in ihre alte Heimat gereist; als sie viele Jahre später, nach dem Tode ihrer Großmutter, neuerlich deren Wohnung betritt, gleicht diese einem Museum, voller sie bewegender Zeugnisse, die nach Deutung und Einordnung verlangen. Endlich will sich die erwachsene Enkelin jene Geschichten selbst erschließen können, die vor ihr verborgen worden sind. Rückblickend entsteht aus einzelnen Kapiteln eine Collage facettenreicher aussagestarker Erinnerungsbilder, in denen beispielhaft die anfänglich glückliche Jugend ihrer Mutter und deren Bruders nochmals aufleben darf, während zugleich die Enttäuschungen, das Scheitern und Schuldigwerden innerhalb der Generationen ebenso schonungslos und klarsichtig benannt werden wie die politischen Umstände, die das Leben in der Sowjetunion prägten.

Immer wieder sieht der Leser die Autorin als Kind in der Obhut der Urgroßmutter geborgen, einer – auch zu Zeiten des Kommunismus – gottesfürchtigen Frau, die die berühmte Muttergottes von Kasan anbetet und ihre Urenkelin heimlich taufen lässt. Unvergesslich bleibt aus dieser Zeit auch der Geschmack des feingeschnittenen Radieschen-Salates, der liebevollen allmorgendlichen Gabe. Eine Wiederbegegnung mit dem Vater hingegen, der früh aus dem Leben der Autorin verschwunden war, läuft allerdings ins Leere, öffnet keinen Raum für gemeinsam Erlebtes; was bleibt, ist allein die kühle Beobachtung, dass seine Hände ganz ähnlich daliegen wie die ihren.

Die größte Aufmerksamkeit schenkt Valery Tscheplanowa ihrer Großmutter Nina, die sie erst mit 17 Jahren wirklich hatte kennenlernen können. »Auch wenn du nicht meine Enkelin wärst, sondern eine Fremde, ich würde dich mögen,« dieses einzige Kompliment, das die Enkeltochter jemals von ihr hört, trifft sie völlig unerwartet, wie aus dem Nichts, deshalb aber um so tiefer und nachhaltiger. Dies mag der Grund dafür sein, dass sie sich an diesem schwierigen Charakter, der durch die Entbehrungen und Erfahrungen der Kriegsjahre sowie den Leitsatz, dass das Leben ein Kampf sei, geformt wurde, gewissenhaft und unsentimental abarbeitet. Es gelingt ihr, sich nicht nur mit dem Menschen zu versöhnen, der den Nächsten jegliche Freundlichkeit, Sorge und Anerkennung verwehrt, der eigenen Tochter das erste Liebesglück zerstörte und sich geradezu in ihrer Biestigkeit gesonnt hat; vielmehr fühlt die Autorin immer drängender, wie unausweichlich sie Nina verbunden ist, deren Gesicht in ihrem eigenen wiedererkennt und unter ihrer Haut die der Großmutter spürt.

So kann Valery Tscheplanowa mit dem innigen Bild, dass sie lächelnd in der gleichen Weise, wie es einst Tausende Kilometer entfernt geschah, einen Griesbrei rührt, ihre kluge, respektvolle literarische Reise in die Heimat ihrer Vorfahren, in die Geschichte ihrer Familie, beschließen. **st** *Ursula Enke*



ZU TISCH – Europäische Kochkunst

Samstagvormittag auf
ARTE, jeweils 27 Min.
Wiederholungen u. a. auf
PHOENIX, 3SAT, ZDFINFO, ORF und SRG

ARTE-Mediathek: [arte.tv/de/videos/
RC-014124/zu-tisch](https://arte.tv/de/videos/RC-014124/zu-tisch)

Kulinarik wird im *Westpreußen*-Magazin nur gelegentlich zum Thema. Wenn es um Kultur und Geschichte geht, kann man aber vom Essen und Trinken eigentlich nicht schweigen. Schon mit Blick auf Deutschland erkennt man schnell, wie sehr regionale Identitäten mit bestimmten Speisen verbunden sind. Im Rest Europas ist das nicht anders. Der »Weißwurstäquator«, die scherzhafte Nordgrenze der bayrischen Esskultur, findet in Frankreich ihr Pendant in einer das Land in zwei Hälften teilenden gastronomischen Wasserscheide: Nördlich davon wird mit Butter gekocht, im Süden ist Olivenöl der Standard. Die Fernsehreihe *Zu Tisch* im deutsch-französischen Kulturkanal ARTE reist seit dem Jahr 2001 durch Europa, um der Bedeutung nachzuspüren, die vor Ort

produzierte Lebensmittel und vertraute Rezepte für die Menschen haben. In den halbstündigen Dokumentationen begegnet man Familien, die ihre Lieblingsgerichte kochen, lernt Landwirte kennen, die neue Anbaumethoden erproben oder kann die handwerkliche Herstellung von Käse mitverfolgen. *Zu Tisch* ist aber keine Kochshow und führt über den bloßen Blick in die Töpfe und eine tourismusgerechte Folklore hinaus. Wenn man sieht, mit welcher Hingabe rund um die Felsen von Meteora in Griechenland Trüffel gesucht und verarbeitet werden oder welche besondere Rolle Fisch und Meeresfrüchte auf der britischen Kanalinsel Guernsey spielt, dann bemerkt man: Eigentlich geht es um einen Sinn für das gute Leben, das mehr ist als kulinarischer Genuss. Das Zusammensein mit anderen Menschen und ein respektvolles Verhältnis zur Natur gehören ebenso dazu. Weil die Sendung unaufgeregt gemacht ist, stellt sie die Erzählungen der Protagonisten und die Bilder der Landschaften in den Mittelpunkt, durch die das alles ohne große Inszenierung deutlich wird. Über 300 Folgen von *Zu Tisch* sind bereits produziert worden, und es erscheinen laufend neue. Auch der Ostseeraum kommt immer wieder vor, es gab unter anderem bereits Sendungen über die Kaschubei, Masuren oder Litauen. Wen die vorgestellten Gerichte neugierig gemacht haben, der findet auf der Webseite der Sendung nicht zuletzt auch die Rezepte zum grenzüberschreitenden Ausprobieren.

st Alexander Kleinschrodt

HIMMLISCHE STADTFÜHRER:

Auf den Spuren der Engel von Thorn

IN DER KALTEN JAHRESZEIT, wenn der Duft von würzigen Lebkuchen durch die Gassen der Altstadt zieht und die gotischen Fassaden im warmen Schein der Adventsbeleuchtung erglühen, scheint die Grenze zwischen Himmel und Erde in Thorn besonders durchlässig zu sein. Es ist eine Zeit, in der die Symbolik des Wappens – die von einem Schutzengel behütete Stadt – zu neuem Leben erweckt wird. In diesem Jahr jedoch begegnen dem aufmerksamen Flaneur die himmlischen Wächter nicht nur in den Malereien und Skulpturen der Kirchen, sondern auch direkt auf dem »Pflaster« der Thorner Geschichte.

Ein Dialog aus Bronze

Unter dem Titel »Auf den Spuren der Engel von Toruń« (*Śladem Toruńskich Aniołów*) wurden in den vergangenen Monaten mehrere etwa 35 Zentimeter hohe Bronzestatuen im Stadtgebiet installiert. Das Projekt unter der Ägide der Stadtverwaltung und der künstlerischen Leitung der Bildhauerin Małgorzata Więclawska-Furyk eröffnet eine neue Dimension der Stadtentdeckung: Es holt das Engelsmotiv vom Wappen in die Straßen Thorns und

gewinnt daraus charmante Erzähler der städtischen Historie. Jede Skulptur ist ein Unikat, das durch seine Körperhaltung und bestimmte Attribute die Geschichte des jeweiligen Standortes neu lebendig werden lässt.

Gewählt von den Bürgern: Jonasz

Den Auftakt machte im Mai 2025 die Enthüllung der Figur »Jonasz« vor dem Alten Rathaus. Sein Name ist das Ergebnis einer Bürgerumfrage der Zeitung *Nowości* und stellt eine liebevolle Hommage an eine regionale Sprachbesonderheit dar: Er leitet sich vom Ausdruck »jo« ab, was auf Polnisch so viel wie »ja« oder »ich stimme zu« bedeutet. Es handelt sich vermutlich um einen Germanismus, der bis heute in ehemals von Deutschen bewohnten Regionen Polens verwendet wird – in Kujawien, in Pomorze, Kaschubien, Ermland, Masuren und Schlesien.



Der Jonasz genannte Engel
auf einem Fenstersims des
Alten Rathauses



Vom Brauhaus JAN OLBRACHT: Janek –
im winterlichen Gewand



FOTOS: ZUZANNA FOSS

Am verschneiten
Weichselufer:
Bulwarek



Auf dem Neustädt-
ischen Markt zu
sehen: Optuś

Von Brauern, Flößern und Visionären

Im Juli 2025 wuchs das Ensemble um zwei weitere Figuren, die gezielt das historische Erbe der einst mächtigen Hansestadt aufgreifen. In der Szczytna-Straße, bei der Brauerei JAN OLBRACHT, residiert nun »Janek«, der Engel des Geschmacks und des Handwerks. Er symbolisiert die jahrhundertealte Brautradition Thornos, deren Wurzeln bis in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Sitzend auf einem Fass, das den Sinnspruch »Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd« trägt, lädt er dazu ein, die historische Gastfreundschaft der Stadt zu reflektieren.

Am Philadelphia-Boulevard, direkt an der Weichsel, wacht hingegen »Bulwarek« über das Wasser. Auf einem Floß stehend und mit einem Ruder ausgestattet, ehrt er die Flößer, die seit den Zeiten der Hanse das Rückgrat des Flusshandels bildeten. Er erinnert daran, dass der Reichtum Thornos stets untrennbar mit dem Strom verbunden war.

Ergänzend lohnt ein Blick auf den Neustädtischen Markt, zu »Optuś«, dem Engel der Weitsicht. Gestiftet von einer lokalen Optikerfamilie und ausgestattet mit einer historischen Brille, steht er sinnbildlich nicht zuletzt für das wissenschaftliche Erbe der Kopernikus-Stadt. Auch die berühmte Thorner Backsteingotik soll bald gewürdigt werden: Ein geplanter Engel der Architektur wird – als Baumeister mit Zirkel und Lot – dann eine der historischen Nischen der Altstadt schmücken.

Ein multimedialer Stadtsparziergang

Das Projekt »Auf den Spuren der Engel von Toruń« bietet weit mehr als nur eine weihnachtliche Attraktion. Es ist ein gelungenes Beispiel für eine zeitgemäße Initiative, die Kunst, Wirtschaft und Tourismus spielerisch verbindet – voller Symbolik, lokaler Anekdoten und mit einem Hauch von himmlischem Charme. Bis Ende 2025 sollen insgesamt zehn solcher Engelsskulpturen ihren festen Platz im Stadtbild gefunden haben; weitere sind bereits für die kommenden Jahre in Planung.

Begleitet wird das Projekt von einer Website – torunskienioly.pl (in polnischer, englischer und deutscher Sprache) –, auf der neben einem Stadtplan, Texte und Videos zu den jeweiligen Stationen präsentiert werden. Entsprechende QR-Codes finden sich auch in direkter Nähe der installierten Bronzestatuen, was eine weitere Möglichkeit eröffnet, den »Engeln von Thorn« bei einem Spaziergang vor Ort auf die Spur zu kommen.

st Zuzanna Foss



Auszug der Über-
sichtskarte auf der
Projekt-Website

DEUTSCH EYLAU 1845 — 1945:

Skizzen zur Entwicklung des Eylauer Gymnasiums im Spiegel der Stadtgeschichte

ES IST EINE FREUDE, ein Buch wie dieses in den Händen zu halten und besprechen zu dürfen. Es widmet sich Deutsch Eylau – der Stadt, in der ich selbst aufgewachsen bin. Ein Großteil des Werkes befasst sich mit dem Gymnasium in Deutsch Eylau, in dessen Gebäude das *Liceum Ogólnokształcące* einzog, dessen Absolventin ich bin. Besonders wertvoll ist diese Publikation für mich, weil der Autor – selbst Geschichtslehrer an eben diesem Lyzeum – hervorragend recherchierte, stilistisch ansprechende und reich bebilderte Beiträge zur Geschichte der Stadt, zum Schulwesen und zu bedeutenden Persönlichkeiten veröffentlicht hat.

Es handelt sich bereits um das vierte Buch von Krzysztof Tomaszewski. Nach seinem letzten Werk über die Geschichte des königlichen Gymnasiums in Deutsch Eylau zwischen 1902 und 1915 erhielt er, wie er in der Einleitung schreibt, zahlreiche neue Hinweise und fand neue Quellen. Diese bilden die Grundlage für das vorliegende, in drei Teile gegliederte Buch.

Der erste Teil beleuchtet die Entwicklung des Eylauer Schulwesens von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1945. Zentral sind dabei zwei Berichte von Rektor Julius Erhart aus den Jahren 1848 und 1850. Erhart, der das Schulwesen der Stadt leitete, reorganisierte es in enger Zusammenarbeit mit dem Bürgermeister und preußischen Regierungsstellen maßgeblich. Zu seinen Reformen gehörten der Ausbau des Schulsystems und die Überarbeitung der Lehrpläne. Diese Berichte, ergänzt durch zahlreiche Pressequellen, bieten den Leserinnen und Lesern nicht nur einen Einblick in die Entwicklung der Schulen, sondern auch in das Alltagsleben der Stadt ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein Beispiel hierfür ist die Geschichte der privaten Töcherschule, durch die wir die Familie Stürkow kennenlernen. Ein Vertreter der Familie zog Mitte des 19. Jahrhunderts von Lanke bei Berlin nach Deutsch Eylau. Gegen Ende des Jahrhunderts zählte die Familie zu den einflussreichsten der Stadt, und Helene Stürkow leitete erfolgreich die Töcherschule.

Der zweite Teil widmet sich der Geschichte des Eylauer Gymnasiums zwischen 1915 und 1945. Auch hier stützt sich der Autor auf Berichte einzelner Schulleiter – Max Grollmus (1917–1929), Walther Sinnhuber (1929–1943) und Erwin Schmidt (1943–1945) –, auf Erinnerungen ehemaliger Schüler (wie etwa Walther Kitsch) und zahlreiche Presseartikel. Dabei verknüpft Tomaszewski die Schulgeschichte mit der Stadtgeschichte Deutsch Eylaus. In der Zeit der Weimarer Republik und des Dritten Reichs erlebte die Stadt eine intensive Entwicklung. Unter Bürgermeister August Milz entstanden neue Siedlungen mit Einfamilienhäusern. Die Stimmung in der Stadt gegen Ende des Krieges spiegelt sich eindrücklich in einem Rundbrief des damaligen Gymnasialdirektors vom 27. Dezember 1944 wider: Neben Nachrichten aus dem Schulleben berichtete E. Schmidt

über das Schicksal einzelner Schüler und Lehrer an der Front, er zitierte aus Feldpost und veröffentlichte eine Gefallenenenliste.

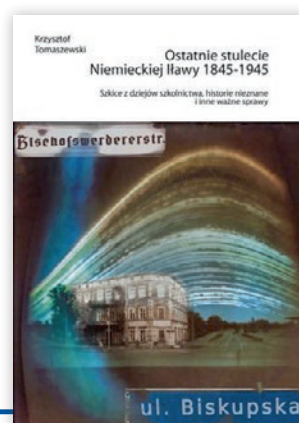
Im dritten Teil stellt der Autor Persönlichkeiten vor, die mit der Stadt und dem Gymnasium verbunden waren. Einige dürften der Leserschaft vor allem durch ihr Wirken in der Nachkriegszeit bekannt sein. Den Auftakt macht Robert Budzinski – Maler, Grafiker und Autor, der an verschiedenen ost- und westpreußischen Orten wirkte und von 1906 bis 1910 am Gymnasium in Deutsch Eylau unterrichtete.

Die 1930er Jahre in Deutsch Eylau wurden maßgeblich von Fritz Nieckau beeinflusst. 1891 in der Stadt geboren und Absolvent des Eylauer Gymnasiums, sympathisierte er schon früh mit der NSDAP, trat der Partei 1930 bei, wurde kurz darauf Ortsgruppenleiter und übernahm nach der nationalsozialistischen Machtergreifung und der Absetzung des Bürgermeisters Karl Friedrich Giese dessen Amt. Später war er Oberbürgermeister von Tilsit und Gebietskommissar im heutigen Nikolajew (Ukraine).

Eine bemerkenswerte Karriere in der Bundesrepublik durchlief Brigadegeneral Udo Ritgen. Aufgewachsen in Groß-Falkenau, besuchte er Schulen in Deutsch Eylau und Marienwerder. Nach seinem Dienst in der Wehrmacht – unter anderem leitete er 1945 die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von der Halbinsel Hela – arbeitete er für den Bundesnachrichtendienst und engagierte sich später in der Ost- und Westpreußenstiftung Bayern.

Zur selben Generation zählten Erich Freiherr von Mirbach, der 1952 als Segler bei den Olympischen Sommerspielen in Helsinki startete, und der bekannte Nachtjäger Paul Semrau, der 1945 fiel. Die Galerie schließt mit dem Schriftsteller Ottfried von Finckenstein, der nur kurze Zeit Schüler des Eylauer Gymnasiums war. In den 1930er Jahren kehrte er in seine Heimat zurück, leitete in Buchfelde ein Fischereigehöft und begann seine schriftstellerische Arbeit; vielen Leserinnen und Lesern wird er durch seine Nachkriegstätigkeit für die Westpreußische Landsmannschaft und als Redaktionsleiter der Zeitschrift *Der Westpreuße* bekannt sein.

Warum das Buch von Krzysztof Tomaszewski so empfehlenswert ist, habe ich bereits angedeutet. Besonders der weite zeitliche Bogen ab 1845 eröffnet neue Perspektiven auf die Stadt und macht Entwicklungen im Schulwesen sichtbar, die sonst kaum beachtet werden. Wer die Stadt kennt, wird vor allem die alten Stadtpläne und Fotografien sowie die Verweise auf historische und noch heute existierende Gebäude schätzen. Damit wird ein Spaziergang durch die Stadt zu einer faszinierenden Zeitreise. **st** Beata Lakeberg



Krzysztof Tomaszewski

**Ostatnie stulecie Niemieckiej
Hławy 1845–1945. Szkice
z dziejów szkolnictwa, historie
nieznane i inne ważne sprawy**

[Das letzte Jahrhundert der deutschen
Stadt Deutsch Eylau 1845–1945.

Skizzen aus der Geschichte des Schul-
wesens, unbekannte Geschichten
und andere wichtige Angelegenheiten]

Hława 2024, 160 Seiten

ISBN 978-83-966873-1-9



Christopher Clark

Skandal in Königsberg. Eine Geschichte von Moral, Medien und Politik aus dem alten Preußen

München: DVA, 2025; 224 S., Hardcover, € 25,00 – ISBN 978-3-421-07049-4

In seiner neuen Publikation erschließt der Bestsellerautor Christopher Clark eine bislang kaum bekannte Episode aus dem Preußen des frühen 19. Jahrhunderts – und zwar einen Skandal, der überraschende Parallelen zur Gegenwart aufweist. Diese mikrohistorische Studie entführt die Leser in eine Welt voller Intrigen

und Verrat. Königsberg, eine verschlafene Kleinstadt, wird in den späten 1830er Jahren zum Schauplatz eines spektakulären Skandals, der das Vertrauen der Gemeinschaft erschüttert und die preußischen Behörden in Aufruhr versetzt. Der Autor zeigt, wie religiöser Eifer, sexuelle Ausschweifungen und menschliche Unberechenbarkeit die Stadt zu einer Zeit, in der moralische Fehlritte als Vorboten neuer Unruhen gefürchtet wurden, ins Chaos stürzen.



Jörg Baberowski

Die letzte Fahrt des Zaren. Als das alte Russland unterging

München: Beck, 2025; 380 S. mit 37 Abb. und 2 Karten, Hardcover, € 28,00 – ISBN 978-3-406-83048-8

Manchmal verdichtet sich die Weltgeschichte in wenigen Tagen und einzelnen Personen. So war es im Februar 1917, als der Zar in den Zug stieg und in Petrograd die Revolution ausbrach. Der Autor macht diesen welthistorischen Moment intensiv nacherlebbar und zeigt, wie eine scheinbar festgefügte Ordnung in

wenigen Tagen in sich zusammenfallen kann, wenn die handelnden Personen nicht mehr wissen, was sie tun. Baberowski zeichnet bestechende Porträts und schildert die Ereignisse so, als wäre man mitten im Geschehen. Deutlich wird dabei zugleich, dass alles anders hätte kommen können, wenn der Zar, seine Minister und Generäle verstanden hätten, was um sie herum geschah. So bietet dieses Buch auch eine Reflexion über die Grundlagen der Macht und die Herrschaft des Zufalls.



Michael Thumann

Eisiges Schweigen flussabwärts. Eine Reise von Moskau nach Berlin

München: Beck, 2025; 284 S. mit 19 Abb. und 2 farb. Karten, Hardcover, € 26,00 – ISBN 978-3-406-83003-7

Michael Thumann legt einen sehr persönlichen Reisebericht vor, in dem er die erneute Teilung Europas mit eigenen Augen erkundet. Er beschreibt in eindringlichen Reportagen und Augenzeugenberichten seinen Weg aus Moskau heraus über die schwer bewachten Außengrenzen Russlands, erst nach Osten in Richtung Zentralasien, dann nach Westen über

die baltischen Staaten und Polen nach Deutschland: von Moskau nach Berlin, mitten durch den neuen Eisernen Vorhang hindurch. Dabei blickt er auch auf die eigene Familiengeschichte, den Mauerfall und seine zerplatzten Träume in der Putin-Ära zurück und spürt den Gründen für das prekäre deutsch-russische Verhältnis nach. Damit wird Thumanns Buch zu einem eindringlichen zeitgeschichtlichen Zeugnis von der Suche nach einer Sicherheit, die wir alle verloren haben.



Katja Gloger / Georg Mascolo

Das Versagen. Eine investigative Geschichte der deutschen Russlandpolitik

Berlin: Ullstein, 2025; 496 S., Hardcover, € 26,99 – ISBN 978-3-550-20427-2

Als Putin im Februar 2022 die Ukraine angriff, stand die Welt unter Schock. Dieser Krieg ist von Geheimdiensten aber präzise vorausgesagt worden: Die Verantwortlichen hatten über Jahrzehnte Warnungen ignoriert und kritische Stimmen in der deutschen Russlandpolitik ausgeblendet. Anhand zahlreicher Geheimdokumente und Gespräche mit Dut-

zenden Zeitzeugen entfaltet das Autorenduo eine atemberaubende Geschichte: beispielsweise über die wahren Hintergründe der umjubelten Bundestagsrede des früheren Geheimdienst-Offiziers Putin, der zugleich gegenläufige Interessen im Kreml verfolgte; über die unerklärlich enge militärische Zusammenarbeit Deutschlands mit Russlands; oder über ein Geheimdossier des Auswärtigen Amts, das schon 2007 einen bewaffneten Konflikt um die Krim und den Osten der Ukraine beschreibt – und im Archiv landete.



Bolesław Prus

Die Puppe

Roman (Originaltitel: Lalka) – Aus dem Polnischen übersetzt von Lisa Palmes und Lothar Quinkenstein
Mit einem Essay von Olga Tokarczuk – Zürich: Kampa, 2025; 1232 S., geb., € 48,00 – ISBN 978-3-311-10048-5

In seinem zunächst als Fortsetzungsgeschichte und 1890 als Buch publizierten monumentalen Roman *Die Puppe* ist es Bolesław Prus gelungen, dank seiner Beobachtungsgabe und der intimen Kenntnis verschiedenster Milieus, ein ebenso facettenreiches wie widersprüchliches Panorama von Warschau im ausgehenden

19. Jahrhundert zu zeichnen. Prus erzählt von den Ambivalenzen des gesellschaftlichen Umbruchs – parabelhaft und voller psychologischen Feingefühls. Dieses Meisterwerk, das mit Tolstois *Anna Karenina* oder Flauberts *Madam Bovary* verglichen zu werden verdient, ist in Polen längst zum Klassiker geworden, während es im deutschsprachigen Raum noch nahezu unbekannt geblieben ist. Die Neuübersetzung und der Essay von Olga Tokarczuk dürften die Chance haben, dieses Defizit zu mindern.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e. V.

Die Stellvertretende Vorstandsvorsitzende
Brigitta Schuch (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:
IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtefeld
(sekretariat@magazin-westpreussen.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer / *Redaktionsleiter*
(e.fischer@magazin-westpreussen.de)

Dr. Joanna Szkolnicka / *Ressort PANORAMA*
(j.szkolnicka@magazin-westpreussen.eu)

Tilman Asmus Fischer / *Ressorts VORSPANN
sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT*
(t.fischer@magazin-westpreussen.de)

Ursula Enke / *Text- und Bildredaktion*
(u.enke@magazin-westpreussen.de)

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Zuzanna Foss
(Toruń) für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek
Dziedzic (Malbork) für Marienburg, Bartosz Skop
(Malbork) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Westpreußen-Verlag
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@magazin-westpreussen.de
www.magazin-westpreussen.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserzuschriften:
leserpost@magazin-westpreussen.de

**Satz, Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagen-
erstellung:** MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 750 Exemplare

Westpreußen/Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion erscheint alle drei Monate (im März, Juni, September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt halbjährlich oder jährlich € 18 bzw. € 36 sowie im Ausland jährlich € 40. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Landsmannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich € 36 bzw. € 72, im Ausland jährlich € 80. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120 Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag. Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Burkhard Burau ist gebürtiger Rheinländer mit westpreußischen Eltern und Vorfahren. Er arbeitet als Bauassessor und Stadtplaner in Leverkusen. In seiner Freizeit widmet er sich leidenschaftlich historischen und genealogischen Forschungen und beantwortet seit einigen Jahren entsprechende Anfragen für die Westpreußische Gesellschaft.

Zuzanna Foss ist Studentin der Psychologie an der Kazimierz-Wielki-Universität in Bromberg und in hohem Maße an historischen Themen interessiert: an der Geschichte des Zweiten Weltkriegs, insbesondere am Schicksal der Einwohner ihrer Heimatstadt Thorn und der Region, sowie an der Geschichte der Damenmode; sie ist ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der »Stiftung Militärgeschichtliches Museum«.

Brigitte Gawron-Strazzer stammt aus der Schweiz, absolvierte eine vierjährige Ausbildung an der Kunstschule Zürich und verfolgt bis heute eigene künstlerische Vorhaben. Zudem arbeitete sie nach dem Abschluss einer Lehre in Baden AG als Gärtnerin. Von der Kultur – und insbesondere der Musik – Polens begeistert, zog sie 2000 nach Elbing. Dort qualifizierte sie sich 2007 als Reiseleiterin für Ermland-Masuren und betreut seitdem in dieser Region Touristengruppen.

Bernd Gerwanski stammt aus Oldenburg in Holstein, wo er im Flüchtlingslager Putlos geboren wurde. Die Elterngeneration kommt aus Danzig-Ohra und Straschin-Prangschin (Kreis Danziger Höhe), frühere Vorfahren aus verschiedenen Orten der Provinz Westpreußen. Mittlerweile lebt der Journalist im Ruhestand in Diepholz und befasst sich zunehmend mit der Familiengeschichte.

Dr. Alexander Kleinschrodt studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Von 2018 bis 2023 Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft, seitdem Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Dr. Beata Dorota Lakeberg studierte Geschichte an der Universität Thorn und promovierte 2007 an der Oldenburger Carl-von-Ossietzky-Universität. Nach Tätigkeiten als Übersetzerin und Dolmetscherin für Polnisch und (bis 2020) Forschungskordinatorin am Institut für Zeitgeschichte München – Berlin arbeitet sie zurzeit als Fachreferentin im Bibliotheksdienst an der Bayerischen Staatsbibliothek München.

Dr. Magdalena Pasewicz-Rybacka absolvierte ihr Studium an der Fakultät für Geschichte der Universität Danzig und wurde dort 2023 promoviert; ihre kulturwissenschaftlichen Forschungsinteressen richten sich bevorzugt auf Themen, die historisch im 19. und 20. Jahrhundert und regional im Gebiet der ehemaligen Provinzen West- und Ostpreußen angesiedelt sind.

Karol Plata-Nalborski M. A. stammt aus Dirschau, hat an der Nikolaus-Kopernikus-Universität zu Thorn den Studiengang Öffentliche Verwaltung absolviert und unternimmt mikrohistorische Forschungen zur Geschichte von Liegenschaften und Gebäuden wie z. B. zur Windmühle in Dirschau oder zu Vorlaubenhäusern in Rosenberg und Danzig-Guteherberge. Seine beiden bislang veröffentlichten Monographien widmen sich den Freimaurerlogen in Pr. Stargard, Culm, Schwetz und Dirschau (2020) sowie der Geschichte der Dörfer Baldau, Kniebau und Zeisgendorf (2024).

Heidrun Ratza-Potrykus wurde in Lübeck geboren. Beide Eltern stammten aus Westpreußen und waren bis zu ihrem Tode der Heimat verbunden. Bei Verwandtschaftstreffen wurde viel von »damals« gesprochen, und so entstand auch für die nicht mehr dort Geborene eine Vertrautheit mit dem Land und seinen Menschen. Sie war von 2002 bis 2018 Bundesfrauenreferentin und ist auch weiterhin Mitglied des Vorstandes der Westpreußischen Gesellschaft.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop M. A. studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen und von Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

Adrian Roman Wojtaszewski studiert Germanistik an der Universität Danzig und ist zugleich bereits als Lehrkraft am dortigen Herder-Zentrum tätig; 2022 war er Preisträger der 45. gesamt-polnischen Deutscholympiade. In seiner Heimatstadt Schneidemühl bemüht er sich darum, die Strukturen der deutschen Minderheit zu erhalten und weiterzuentwickeln. Zu seinen Interessengebieten gehören die Linguistik, die deutsch-polnischen Beziehungen sowie die Geschichte Westpreußens. Seit 2024 ist er Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft.

Wer hat in seiner Kindheit nicht auf den Weihnachtsmann gewartet? – Seit dem Mittelalter bildet diese legendenumwobene Figur der christlichen Welt ein tragendes Element der europäischen Kultur, das überall mit dem Weihnachtsfest in Verbindung gebracht wird. Der Heilige Nikolaus, der Bischof von Myra – nicht Haddon Sundbloms Santa Claus der COCA-COLA-Werbung –, war neben anderen Zuständigkeiten seit jeher der Schutzpatron der Kauf- und Seeleute. Es überrascht daher nicht, dass dieser Heilige häufig in Hansestädten verehrt wurde, in denen die Elite aus reichen Kaufleuten bestand und der Seehandel die Quelle des Reichtums war. In den Städten des Ordensstaates gab es sieben ihm geweihte Pfarrkirchen. Noch häufiger vertreten war hier lediglich das Patrozinium des Hl. Johannes (des Täufers oder des Evangelisten). Von den drei sogenannten großen preußischen Städten – Danzig, Elbing und Thorn – waren es die Einwohner Elbings, die dem Hl. Nikolaus ihre Hauptkirche anvertrauten. Erst jüngst, am 6. Dezember 2021, ist er nun sogar zum offiziellen Schutzpatron der Stadt erhoben worden.

Von der hohen Bedeutung dieses Heiligen und seiner Verehrung zeugt im Inneren der heutigen Kathedrale die hier abgebildete Skulptur aus dem späten Mittelalter. Die überlebensgroße, 2,85 m messende polychromierte gotische Figur ist eine Stiftung von Nikolai Wulsack, der an der berühmten Universität in Prag studiert sowie dort auch als Dozent gelehrt hatte und dann in den Jahren von 1402 bis 1425 als Probst der Altstadtpfarre wirkte. Er war ein äußerst verdienstvoller Seelsorger und ein herausragender Kunstmäzen. Zu seinen Verdiensten gehört, dass er die Pfarrkirche baulich erheblich erweitert und neben der Nikolaus-Statue auch die Kreuzigungsgruppe und das Apostelkollegium gestiftet hat.

Geschaffen wurde die Holzskulptur von einem unbekannten, möglicherweise aus Danzig stammenden Bildhauer im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. In der linken Hand hält die Figur das Pastorale, das Symbol bischöflicher Macht, der erhobene Zeigefinger der Rechten hingegen betont das Amt des Lehrenden, moralisch Mahnenden. Überdies lässt das Bildwerk erkennen, wie die liturgischen Bischofsgewänder zu dessen Entstehungszeit ausgesehen haben. Im Rahmen einer Renovierung hatten die Maler Fahlberg und Wronka 1926 zwar die Farben und Muster nach eigenen Vorstellungen umgestaltet; doch glücklicherweise wurde bei weiteren Arbeiten im Jahr 1973 die mittelalterliche Polychromie wieder freigelegt und konnte daraufhin behutsam restauriert werden.

Bartosz Skop



FOTO: MIECZYSLAW JAWORSKI